



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Kulturunterschiede : interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven
Identitäten und Mentalitäten / SSIP. Heinz Hahn (Hrsg.). - Frankfurt
(Main) : IKO - Verl. für Interkulturelle Kommunikation, 1999
(Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Analyse interkultureller
Beziehungen ; Bd. 3)
ISBN 3-88939-477-9

© IKO - Verlag für Interkulturelle Kommunikation
Postfach 90 04 21
D-60444 Frankfurt
e-mail Verlag: ikoverlag@t-online.de
Internet: <http://www.iko-verlag.de>

Umschlaggestaltung: Volker Loschek, 61184 Karben
Herstellung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, 60487 Frankfurt am Main
Layout: Elvira Meier, 80687 München

Was ist Mentalitätsgeschichte?

Struktur und Entwicklung einer Forschungstradition

**Hasso Spode
Freie Universität Berlin
Universität Hannover
Berlin**

Inhalt

- 0 Einleitung
- 1 Geschichte der „Leidenschaften“
 - 1.1 Das Konstanz-Axiom
 - 1.2 Die Entdeckung der Geschichtlichkeit des Menschen
- 2 Mentalitätsgeschichte avant la lettre
- 3 19. Jahrhundert: Rückkehr zu den „Haupt- und Staatsaktionen“
 - 3.1 Die Ära Ranke
 - 3.2 Am Rande der Profession: Kultur- und Gesellschaftsgeschichte in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts
- 4 Jahrhundertwende: Wider die „Ereignisgeschichte“
 - 4.1 Exkurs I: Der Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft
- 5 Moderne Mentalitätsgeschichte: Erste Hälfte des 20. Jahrhunderts
 - 5.1 Frankreich
 - 5.2 Andere Länder
- 6 Moderne Mentalitätsgeschichte: Zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts
 - 6.1 Frankreich
 - 6.1.1 Die Annales im Zenit
 - 6.1.2 Wiederentdeckung wissens- und kultursoziologischer Perspektiven
 - 6.2 Andere Länder
 - 6.2.1 Niederlande
 - 6.2.2 Italienische Mikro-Geschichte
 - 6.2.3 Englischer Sprachraum
 - 6.2.4 Osteuropa
 - 6.2.5 Deutscher Sprachraum
- 7 Bilanz: „Es wird in der Welt mehr gedacht, als man denkt“
 - 7.1 Exkurs II: Postmoderne Geschichtsschreibung
 - 7.2 Schlußbemerkung
- 8 Literatur

„Denn die Geschichte allein zeigt, was der Mensch sei“
Wilhelm Dilthey

0 Einleitung

„Was ist Kulturgeschichte?“ Unter diesem Titel erschien 1896 eine Streitschrift des Leipziger Professors Karl Lamprecht. Sein psychohistorisches Entwicklungsschema löste einen denkwürdigen Wissenschaftsskandal aus¹. Lamprecht hatte es gewagt, der etablierten, auf staatliche Machtpolitik spezialisierten Geschichtswissenschaft ein Forschungsprogramm entgegenzustellen, das Wirtschaft, Gesellschaft und Mentalität unter einen breiten Kulturbegriff zu fassen suchte und an die Stelle der Analyse isolierter, singulärer Ereignisse die Synthese setzte, die gesetzmäßige Prozesse sichtbar machen sollte. Wer heute die analoge Frage „Was ist Mentalitätsgeschichte?“ stellt, wird nicht mehr Sturm ernten. Auf dem Buchmarkt haben mentalitäts- und kulturgeschichtliche Themen Konjunktur. Freilich: wissenschaftsintern sind „Mentalität“ und „Kultur“ immer noch und immer wieder Begriffe von durchaus emotionalem Gehalt, sind Fahnenworte, die polarisieren, zielen sie doch auf die Gesamtkonzeption der Geschichtswissenschaft und aller anderen humanwissenschaftlichen² Disziplinen.

Mentalitätsgeschichte – die schlicht als Geschichte des Denkens und Fühlens übersetzt sei³ – ist keine institutionalisierte Teildisziplin, sondern

¹ Vgl. 4.1 Exkurs I: Der Methodenstreit...

² Dies sei dem imperialen deutschen Singular „Menschenwissenschaft“ (Elias) vorgezogen, unter Ausschluß der biologienahen Fächer heute zunehmend „Kulturwissenschaften“ anstelle der „Geistes- und Sozialwissenschaften“, die in den 50er Jahren zu den „Verhaltenswissenschaften“, dann zu den „Gesellschaftswissenschaften“ werden sollten.

³ In Anlehnung an so verschiedene Geister wie Gustav Freytag und Lucien Febvre. Da hier kein neues Forschungsprogramm, sondern historische Grundlagen dazu entwickelt werden, wäre eine enge Begrifflichkeit kontraproduktiv. Nur so viel: Über die Differenz von 'Mentalität' und 'Kultur' besteht kein Konsens. Für den *Mentalitätsbegriff* ist (in Verkenning des Nutzens programmatisch-offener Begriffe) die mangelnde Schärfe immer wieder moniert worden. Vester 1996, S.11, versteht 'Mentalität' vage als Disposition oder Haltung, zugleich flüchtig und stabil. In der Tat umfaßt der Wortgebrauch verschiedenste Dimensionen: kognitive und emotional-psychische, manifest-bewußte und verborgen-unbewußte, er kann mit 'Kultur' identisch oder ihr Bestandteil sein, auf ganze Epochen, Nationen oder enge Milieus bezogen sein, und schließlich in kausalen, konsekutiven oder synergetischen Beziehungen zu sozioökonomischen und politischen Strukturen

eine Perspektive, ein Thema: Sie findet sich in der allgemeinen Geschichte aller Epochen und Räume und in etlichen Bindestrichgeschichten, wie der Alltags-, Geschlechter- oder Medizin-Geschichte, sowie in der historischen Psychologie, in Ethnologie und Volkskunde, in der historischen Soziologie und Demographie, der Kultur- und der Wissenssoziologie, vor allem aber in der Kulturgeschichte und der historischen Anthropologie. Mit einem Wort: Mentalitätsgeschichte ist ein transdisziplinäres Projekt.

Das weist sie zugleich als hochmodern und altmodisch aus. Modern, weil sie die jüngsten Forderungen nach einer „Entdisziplinierung“⁴ längst erfüllt, altmodisch, weil sie die Großen Fragen aufgreift, die schon die „Gründungsväter“ der heutigen Humanwissenschaften stellten, als Anthropologie, Soziologie, Ökonomie, Psychologie und Geschichte noch keine Gräben trennten. Es ist ein ebenso hoffnungsloses wie kontraproduktives Unterfangen, dieses Thema einer Spezialdisziplin überantworten zu wollen⁵.

Im folgenden wird das Thema 'Geschichte der Mentalitäten' wissenschaftsgeschichtlich betrachtet, wobei nach Richtung und Zuwachs des Wissens, nach fachübergreifenden Verbindungen und nach Brüchen bzw. Kontinuitäten gefragt wird⁶. Hierbei zeigen sich konzeptionelle Weichenstellungen im empirisch-methodischen Bereich, sowie Entwicklungslinien, die vor allem von einer Ontologisierung, etwa im Sinne von Herders „Volksgeist“-

stehen - doch sollen hier die vorgestellten Konzepte selbst sprechen (neuere Definitionen bei Dinzelbacher 1993; Sellin 1985; Kuhleemann in Hardtwig/Wehler 1996). Bereits 1952 wurden für den *Kulturbegriff* 160 Varianten gelistet (n. Urbain in Voyage 1/1997, S.29), seither dürfte sich die Zahl vervielfacht haben - wieweit ein solcher Begriff noch empirisch brauchbar ist (z.B. Daniel 1993), kann hier offen bleiben. Vester gibt eine Bestimmung, die diesem Dilemma Rechnung trägt, indem sie nahezu den gesamten menschlichen Kosmos, von Werkzeugen bis Emotionen, umfaßt (ebd. S.26); eine Differenz zum Mentalitätsbegriff läßt sich von da aber nicht entwickeln - womit sich der Kreis schließt.

⁴ V.a. Wallerstein 1996, hier Oexle in Hardtwig/Wehler 1996, S.31.

⁵ Faktisch wächst zusammen, was zusammengehört: Mentalitätsgeschichte, Kulturgeschichte und Historische Anthropologie werden als Synonyme gehandelt (z.B. Burguière in LeGoff 1988; Hutton in Raulff 1986; Darnton 1991); hinzuzurechnen wäre auch die (kollektivpsychologische) Historische Psychologie (Jüttemann 1991; Steans/Stearns 1988).

⁶ Eine rekursive Bewegung: Die Geschichte der Mentalitätsgeschichte offenbart selbst wiederum grundlegende Aspekte des Mentalitätswandels: die Verzeitlichung (Foucault) und die Dezentrierung des Wissens, d.h. die psychogenetische Erosion des Ego-, Sozio- und Ethnozentrismus (Piaget, Durkheim, Elias).

Konzept, wegführten. Zugleich aber wird Stagnation sichtbar, treten erstaunliche Konstanten und Konvergenzen in den theoretischen Zugängen zu Tage, die mit den nach Zeit, Land und Disziplin differierenden Begrifflichkeiten bisweilen seltsam kontrastieren. Es ist eben nicht ganz so, wie die relativistische Linguistik und Wissenschaftstheorie lehrt: daß Sprache unübersetzbar sei. Je weiter man den Horizont der aktuellen Kontroversen hinter sich läßt, desto deutlicher wird: Wir stehen auf den Schultern von Riesen.

1 Geschichte der „Leidenschaften“

1.1 Das Konstanz-Axiom

Am Anfang der wissenschaftlichen Erkundung menschlichen Tuns stand die Historie⁷. Und zwar zunächst in Gestalt von Genealogie, Diplomatie und Militärgeschichte; es ging um Archivierung, Dokumentation und Analyse von „Haupt- und Staatsaktionen“ (*res gestae*). Machiavelli sagt in den *Discorsi*: Wer „die Zukunft vorhersehen wolle, müsse auf die Vergangenheit blicken, denn alle Dinge auf Erden haben jederzeit Ähnlichkeit mit den vergangenen gehabt. Das kommt daher, daß sie von Menschen vollbracht werden, die immer die gleichen Leidenschaften besitzen und besaßen“⁸.

Das Axiom der Unwandelbarkeit der menschlichen „Leidenschaften“ hat bestechende Vorteile: Es erlaubt dem Historiker auf bequeme Weise Traditionen zu stiften, Lehren zu ziehen und Prognosen zu erstellen. Mögen auch die Randbedingungen der Ereignisse selten gleich sein, so sind es doch die darin agierenden Macht- und Militärstrategen. Es erfordert keine aufwendige Operation, die zwischen dem Historiker und seinem Untersuchungsgegenstand Distanz schafft, seine Auswahl und Wertungen befragt, kurz: diese Beziehung methodisch kontrolliert. Gefordert ist lediglich die immanente, philologische Kritik archivalischer Quellen, die z.B. beweist, daß die Konstantinische Schenkung eine Fälschung war. Die Historiographie – in Deutschland seit dem späten 17. Jahrhundert unterteilt in Kirchen-, Reichs- und Universal-Geschichte – ist mit dem Konstanz-Axiom lange Zeit sehr gut gefahren. Darüber hinaus verschafft es das beruhigende Gefühl, alles sei

⁷Übersichten: Fueter 1925; Kelley 1970.

⁸Zit.n. Schulin in Conze 1981, S.337f.

schon mal dagewesen, und findet sich daher in sämtlichen Humanwissenschaften.

Das Konstanz-Axiom hat aber auch Nachteile. Der wichtigste: es stimmt nicht. Es wäre lächerlich, die Maslowsche 'Bedürfnispyramide' oder die Freudsche Psychoanalyse auf eine byzantinische Kammerzofe, einen Tischlergesellen im Paris des 18. Jahrhunderts, und Kaiser Barbarossa anzuwenden. Und doch wird noch häufig so naiv verfahren. Analog zum Ethnozentrismus bildet der 'Hodiezentrismus' ein mächtiges Hindernis für das Verständnis historischer Epochen und Prozesse. Mit den Worten des amerikanischen Historikers Robert Darnton⁹:

„Nothing is easier than to slip into the comfortable assumption that Europeans thought and felt two centuries ago just as we do today ... We constantly need to be shaken out of a false sense of familiarity with the past.“

Ein weiterer gravierender Nachteil des Konstanz-Axioms besteht darin, daß es beziehungslos zur Beobachtung der Andersartigkeit des *Gleichzeitigen* verharrt. Denn das wußte schon Machiavelli: „Allerdings sind ihre (der Menschen) Handlungen bald in diesem, bald in jenem Lande tugendhafter ..., weil ein Volk lange die gleichen Sitten behält und entweder immer hab-süchtig oder betrügerisch ist oder irgendeinen derartigen Fehler oder Vorzug hat.“¹⁰ Spätestens im 16. Jahrhundert hatte sich ein System von Stereotypen etabliert, das den europäischen „Völkern“ feststehende Eigenschaften zuwies. So galten die Deutschen als ewige Germanen – freiheitsliebend und dem Trunk ergeben¹¹. Generell bestanden natürlich schon immer wesenhafte, gottgewollte Differenzen: Glaube, Stand und Geschlecht definierten gänzlich verschiedene Menschen¹². Wenn aber die „Leidenschaften“ der Menschen immer gleich sind – welche Menschen sind gemeint? Und wie lassen sich die Unterschiede erklären?

1.2 Die Entdeckung der Geschichtlichkeit des Menschen

Die Aufklärung begnügte sich nicht mehr mit der bloßen Konstatierung der Andersartigkeit. Das gegen den Adel gerichtete Gleichheitspostulat und die zunehmende Kenntnis von außereuropäischen Kulturen verlangten nach Er-

⁹Darnton 1991, S.12.

¹⁰Wie Anm. 8.

¹¹V.a. Giesen 1991; Spode in Teuteberg 1997.

¹²Vgl. z.B. Dinzelsbacher 1993, S.18ff.

klärungen der Verschiedenheit der Menschen und ihrer „Sitten“. Grundsätzlich wurden hierfür nun zwei konträre Wirkprinzipien angenommen: 'Natur' und 'Kultur'. Damit war eine Debatte in Gang gesetzt, die bekanntlich bis heute anhält.

Unter den 'natürlichen' Einflußgrößen auf den „Charakter“ der „Nationen“ spielte der geographische Raum – Klima, Boden und Gestirne – die größte Rolle, aber auch erbliche Anlagen (letztere begründeten zumal die Geschlechterdifferenz). Als 'kulturelle' Einflußgrößen sah man im besonderen die Staatsform und die Religion, allgemeiner: die Organisation der „Gewalt“ und die „Erziehung“. Hinzutraten Kombinationen 'natürlicher' und 'kultureller' Erklärungen. So prägen laut Montesquieu das politische System und der geographische Raum den *esprit général* einer Nation, in den aber auch eine „unendliche Zahl“ anderer Dinge einfließe¹³. Es liegt auf der Hand, daß die 'Natur' eher von Verteidigern des Ancien Regime ins Feld geführt wurde, die 'Kultur', da veränderbar, von dessen Kritikern – eine hoch stabile Konfliktstruktur.

Doch beide Wirkprinzipien unterlagen einem weiteren, umfassenderen – der Zeit. Die Fremdheit ferner Kulturen, vor allem in Amerika, rief grenzenloses Staunen hervor und erzwang neue Strategien der gedanklichen Weltaneignung. Wohl wurde spekuliert, die „Wilden“ seien „präadamitischen“ Ursprungs, gehörten mithin anderen Gattungen an, doch es obsiegte ein historisch-evolutionärer Blick auf das Fremde: Von der Barbarei zur Zivilisation durchliefen alle „Völker“, ob in Europa oder anderswo, im Grunde dieselben Stufen¹⁴. Die jeweiligen „Sitten“ sind also kein statisches Relikt eines mythisch-kontingenten Ursprungs, sondern Zeichen und Folge gesetzmäßiger Entwicklung. Analog ordnete die Naturkunde die Dinge neu: Die Vielfalt der Erscheinungen gründe nicht in einem biblischen Schöpfungsakt, sondern in evolutionären Mechanismen, die Gott allenfalls konzipiert und wie ein Uhrpendel angestoßen hat¹⁵. Eine grundtiefe Historisierung erfaßte das Wissen im Zeitalter des Kolonialismus und des Fort-

¹³ Wirtschaft, Religion, Sitten etc.; hierzu Oexle in Theorie VI, S.374ff.

¹⁴ So bereits der Missionar José de Acosta 1588, vor allem aber Joseph-François Lafitau 1724, der sich bei den nordamerikanischen Indianern in die Welt Homers zurückversetzt wählte. Vgl. Spode in Cantauw 1995, S.114f.

¹⁵ So sowohl Buffons Degenerations- als auch Bonnets Palingenesis-Lehre, nach der eine „Kette der Wesen“ von den Pflanzen bis zum Menschen reicht. Vgl. Rieppel 1992, S.43ff.

schritts¹⁶. Sie ordnet das Nebeneinander als ein Nacheinander, das Ähnliche als ein Folgendes und begründet das Verschiedene als das Gleichzeitige des Ungleichzeitigen. Und sie impliziert: alles, was ist, war einst anders.

In der doppelten Erweiterung des Raumes des Denkbaren, in der Erschließung der Zeit und der Kultur wird eine neue Geschichtsschreibung möglich: die Kulturgeschichte. Sie reiht nicht mehr *res gestae* aneinander, sondern lenkt den Blick auf die Unterschiede der „Sitten“ und „Leidenschaften“ und auf die sie begründenden soziopolitischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Strukturen. Bereits 1725 hatte Vico seine philosophisch-historische Kulturwissenschaft (*scienza nuova*) konzipiert, und Montesquieus „Geist der Gesetze“ von 1748 war eine großartige historische Synthese, die auf die „Totalität“ zielte (wie später Hegel urteilte). Doch erst in den 1760er Jahren verhalfen Historiker wie Iselin und Ferguson der vergleichenden Kulturgeschichte zum Durchbruch¹⁷; die größte Resonanz erzielte Voltaires „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“ (1756/69). Darin mokiert er sich über die Faktenhuberei der Historiker¹⁸: „Der Zweck dieser Arbeit ist es nicht, zu wissen, in welchem Jahr ein Fürst, der nicht wert ist, daß man ihn kennt, einem barbarischen Fürsten einer rohen Nation folgt.“ Vielmehr geht es ihm um die Mechanismen des Fortschritts, die nur eine vergleichende, universale Kulturgeschichte aufdecken könne: „Ich werde lieber untersuchen, wie die damalige menschliche Gesellschaft war, wie man in der Familie lebte, welche Künste gepflegt wurden ...“

Damit war nicht nur der Raum des Denkbaren erweitert, sondern zugleich der der Untersuchungsfelder: nämlich, so Voltaire, um „den Geist, die Sitten, die Gebräuche“ – die Menge relevanter „Tatsachen“ potenzierte sich. Die Schotten, voran Ferguson und Adam Smith, gründeten den Fortschritt der *toolmaking animal* (so Franklin) zudem handfest auf die Entfaltung der Arbeitsteilung und der sozialen Klassen und eröffneten somit ein weiteres Feld: die Politische Ökonomie. An die Stelle der Abfolge der Regenten und Schlachten mußten komplexere Ordnungssysteme die Stofffülle bändigen; Voltaire prägte hierfür das Wort „Geschichtsphilosophie“. Die Historie dient damit, wie dann 1794 Condorcet formuliert, der „Darstellung des Fort-

¹⁶ Zum ersteren schon Hodgen 1964; zum letzteren z.B. Lepenies 1976.

¹⁷ Vgl. z.B. Kraus 1987, Aster 1951, Kap.6.

¹⁸ Zit.n. Schulin in Conze 1981, S.343f.

schritts des menschlichen Geistes“, indem sie die „Veränderungen in ihrer Gesetzmäßigkeit“ wiedergibt¹⁹.

2 Mentalitätsgeschichte *avant la lettre*

Im Sinne Voltaires verwarf Schiller bei seiner gefeierten Antrittsvorlesung im Revolutionsjahr 1789 die politische Geschichtsschreibung der „Brotgelehrten“ und pries die philosophische „Universalgeschichte“ als Sichtbarmachung des Fortschritts: „... unermesslich ungleich zeigt sich uns das nemliche Volk (die Deutschen) auf dem nemlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen!“²⁰

Der junge Privatdozent konnte auf die Arbeiten einer hoch innovativen – und im Gegensatz zu ihm und Voltaire professionellen – Historikergruppe zurückgreifen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich, vor allem in Deutschland und Schottland, eine neuartige Geschichtswissenschaft herausgebildet, die über hervorragende Kommunikationsnetze verfügte²¹. Ihr Zentrum wurde Göttingen. 1737 waren hier die moderne, forschungsorientierte Universität, und 1764 das erste historische Institut überhaupt gegründet worden. Sein Leiter Johann Christoph Gatterer grenzte die neue Historie von der alten ab, aber auch – teils ungerecht – von der Geschichtsphiloso-

¹⁹ Zit.n. Dreitzel 1967, S.96; s.a. Schulin 1974; Marquard 1982. Das Wort 'Geschichtsphilosophie' hatte bald einen schlechten Klang (s. Kap.3.1), doch was meint es anderes, als Webers „Kulturbedeutung“ oder den „Metatext“, der jeder Forschungsarbeit zugrunde liegen muß? Wohl waren geschichtsphilosophische Abhandlungen im Stile Voltaires oder Kants hoch spekulativ, doch entfaltete die Kulturgeschichte eine weit größere explanative Kraft, als die herkömmliche Historie. Damit freilich trug sie auch den Keim für neue, bis dato ungelöste Streitfragen in sich, die als Facetten des Wahrheitsproblems lesbar sind: Das Problem des Erkenntnisfortschritts und der Objektivität in der Forschung, und das der historischen Entwicklung: gesetzmäßig-universell oder inkompatibel-individuell. Beides wird derzeit kontrovers diskutiert (s. Exkurs II). Zentral ist der - prinzipiell wohlfeil begründbare - Ethnozentrismusvorwurf (Spode 1995, S.33f); dabei wird die „okzidentale Logik der Ungleichzeitigkeit“ leicht als perfide Begründung einer „essentielle(n)“ Differenz (Schäfer 1994, S.143f) mißverstanden. Im Gegenteil basierte sie auf der potentiellen Gleichheit der „Völker“, d.h. auf der Idee der Menschheit (als deren Maßstab oft der gebildete Weiße galt und gilt - aber keineswegs gelten muß).

²⁰ Zu Schiller s. Fulda 1996, S.228ff, sowie Hahn in Bödeker 1986.

²¹ Hierzu (u. folgende Zit. n.) Reill in Theorie VI 1990; Hammerstein 1972, S.309ff; Igers 1978, S.21ff; Jarausch und Becher in Bödeker 1986; Fulda 1996, S.155ff, Blanke/Fleischer 1991; s.a. Streisand 1967; Reill 1975; Dreitzel 1981; Jaeger/Rüsen 1992.

phie, die zum einen das kritische Quellenstudium vernachlässige und zum anderen übersehe, daß Geschichtsschreibung immer eine durch „Standort und Gesichtspunct“ bestimmte Auswahl darstelle. Stattdessen forderte er eine genetisch-holistische „Universal-Historie“ in pragmatischer Absicht. Es gelte, die „Metamorphosen“ der „Staaten“, das hieß der Gesellschaften, als Folge ungeheuer komplexer Interdependenzen zu bestimmen.

August Ludwig Schlözer wurde der einflußreichste 'Göttinger'. Gleich Ferguson unterschied er eine Historie auf der Ebene der „Aggregate“ von einer auf der des „Systems“. Erstere würde entstehen, wenn alles in Teile zerlegt, diese „vollständig enumeriert“ und korrekt dargestellt werde; damit wäre aber wenig gewonnen – erst der „Blick, der das Ganze umfasset ... schafft das Aggregat zum System um“. Dabei gelte es, „auf eine doppelte Art“ vorzugehen: in der „Länge“ und in der „Breite“ einer jeden Epoche, chronologisch und „synchronistisch“ (Universal-Historie 1772/73). Der Historiker sollte gedanklich „unter das Strohdach des Landmanns einzudringen suchen, (um) seiner Empfindungsart und seinen Begriffen auf die Spur zu kommen“ (Hannov. Mag. 1787).

Der Raum der Untersuchungsfelder war nahezu unbegrenzt: Mythen, Dichtung, Rituale, Handel, Landbau, Technik, Recht, Familien- und Geschlechterverhältnis, Ernährung. Christoph Meiners listete auf:

„Nahrungsmittel und Getränke, die Wohnungen und Kleidungen, der Putz und merkwürdige Gewohnheiten, die Erziehung der Kinder, und Behandlung der Weiber, die Regierungsformen und Gesetze, die Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, von Ehre und Schande, endlich die Meynungen und Kenntnisse aller Völker“ (Gött. Anz. 1786).

Meiners verfaßte u.a. eine vierbändige „Geschichte des weiblichen Geschlechts“ (1788/1800); in Frankreich schrieb Legrand d'Aussy eine „Histoire de la vie privée“ (1782), die Bürger, Bauer und Edelmann *au milieu de ses travaux, ses plaisirs* zeigte²². Politik und Kriege waren nur noch Themen unter vielen; sie galten z.B. dem Glasgower Historiker John Millar als bloße „Oberfläche“ tieferer Strukturen.

Zugrunde lag dieser ethnologisch-vergleichenden Mentalitäts- und Alltagsgeschichte *avant la lettre* eine Anthropologie, wie sie erst wieder im Gefolge der Nietzsche-Rezeption – der Mensch, das „nicht festgestellte Tier“ – bedeutsam werden sollte. Herder prägte den Begriff vom Menschen

²² Burke 1991b, S.21; Burguière in LeGoff 1988, S.137.

als „Mängelwesen“; auch Schlözer meinte (Universal-Historie I), der Mensch sei „von Natur nichts“ und werde erst durch die Geschichte²³. Oder, wie der Althistoriker Christian Gottlob Heyne poetisch formulierte: „Das Instrument ist ein und dasselbe, aber die Töne sind, nach Stimmung, Verbindung und Mischung unendlich mannigfaltig.“ (Gött. Anz. 1790)

Freilich überstieg das gewaltige Programm die Möglichkeiten: Wer konnte schon die zahllosen neuen Quellengattungen, noch dazu „universal“ vergleichend, beurteilen und überblicken? So blieben Gatterer oder Schiller letztlich den *res gestae* verhaftet; dennoch entstanden etliche Arbeiten, die die Erweiterung des Raumes der Untersuchungsfelder auf bahnbrechende Weise nutzten, in der Kunst, der Sprache, der Wirtschaft, der Religion, in scheinbar Entlegenem, wie der Geschichte des Reisens, des Kaffees oder der Höflichkeit, und in großartiger Gesamtschau, wie Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ (6 Bde., 1776/88).

3 19. Jahrhundert: Rückkehr zu den „Haupt- und Staatsaktionen“

Es entbehrt nicht der Komik, daß just Norbert Elias, dessen genetisch-holistische „Menschenwissenschaft“ etliche Parallelen zur Programmatik jener frühen Kulturgeschichte zeigt, diese als Beleg für die Rückständigkeit des „apolitischen“ Bürgertums in Deutschland verbuchte²⁴. Rückständig war die deutsche Geschichtswissenschaft der Spätaufklärung wahrlich nicht. Und ebensowenig unpolitisch – allein der Perspektivwechsel zum Alltag der Bauern und Handwerker bot genug Sprengstoff im Ancien Regime²⁵. Vielmehr sollte es dann im 19. Jahrhundert zu einer erdrückenden Dominanz der politischen Geschichte kommen – und erst diese erhielt paradoxerweise eine apolitische Qualität: Die Untersuchung lebensweltlicher und ökonomischer Strukturen, Konflikte und Prozesse wurde einer organisiertisch-national-staatlichen Einheits-„Idee“ geopfert, und für deren Erforschung eine unpar-

²³ Jedoch gegen die teleologische Geschichtsphilosophie Herders gewandt: nicht die Veredelung, sondern die „Unbestimmtheit macht den zweiten Teil seines Wesens aus“. Zur Kontroverse zwischen Schlözer und Herder s. Fulda 1996, S.191ff.

²⁴ Elias 1992, S.164f; zu Elias' *opus magnum* dagegen s. Anm. 62ff.

²⁵ Politische Präferenzen im engeren Sinne waren damit keineswegs verbunden: Schlözer z.B., obschon vom Zaren nobilitiert, war gegen Geburts- und Geldadel eingestellt; Meiners, auf der anderen Seite, wurde zu einem Vordenker des Rassismus.

teische „Objektivität“ reklamiert²⁶. Der Humboldtschen Dichotomie von Notwendigkeit und Freiheit folgend reklamierte die Historie nun die Ideen und das Individuelle für sich und somit die Freiheit – während Ökonomisches oder Soziales ins dumpfe Reich der naturgesetzlichen Notwendigkeit fielen²⁷.

3.1 Die Ära Ranke

Bio- und topographisch läßt sich die Schließung des Raumes der Untersuchungsfelder als Wechsel von Göttingen zu Berlin, von Schlözer zu Ranke fassen. Dieser prägte das Wort vom „Primat der Außenpolitik“: Im Zeitalter des Nationalismus trat der Staat, zumal seine äußeren Aktionen, ins Zentrum der historischen Forschung; sie zeige, daß die staatlichen „Weltkörper“ – „wie alles Lebendige“ – jeweils „nach eingepflanzten Gesetzen ihre eigenen Bahnen beschreiben“ (Vorrede zur preuß. Geschichte). Leopold von Ranke, Träger des mit der Erhebung in den Adelsstand verbundenen Schwarzen-Adler-Ordens, war ohne Zweifel der wirkungsmächtigste Historiker des Jahrhunderts; fast vier Jahrzehnte Professor an der Berliner Universität, hinterließ er ein großartiges Oeuvre von 54 Bänden, vorrangig über die frühneuzeitliche Staatenbildung. Ranke zielte durchaus auf eine Universalgeschichte, hielt sie aber für undurchführbar („Die Weltgeschichte weiß nur Gott“). Den Bereich 'Kultur und Gesellschaft' hatte er theoretisch – zumal dann sein Lehrstuhlnachfolger Treitschke auch praktisch – keineswegs ausgeschlossen. Doch je erfolgreicher das Bestreben, der Historie den wissenschaftlichen Status zu sichern, desto weiter führte es die professionelle Historiker-„Zunft“ zurück zur Beschränkung auf Quellengattungen, für die bewährte Methoden zur Verfügung standen: Allein staatliche und biographische Archivalien – Erlasse, Protokolle, Briefe, „Augenzeugen“-Berichte – galten als 'richtige' Quelle, und mithin allein politische Geschichte als 'richtige' Geschichte.

²⁶ Kritische Übersicht: Iggers 1978, S.27ff u. 1993, S.17ff; dagegen eine tendenziell positive Gesamtdarstellung des „Historismus“ - ein von Nietzsche als Invektive geprägter Begriff, der wegen seiner Unschärfe hier nicht weiter verwendet werden soll - bei Jaeger/Rüsen 1992.

²⁷ S.a. Bichler in Theorie VI, S.172ff.

Somit schloß sich der Kreis zur alten Reichs-Geschichte: Bei Zedler hatte es 1735 geheißt: „Es muß ein geschickter Historien-Schreiber die *Archive* zur Hand haben, wenn er etwas wichtiges zu liefern im Stande seyn will.“ (XIII, Sp. 284) In ihrer Suche nach dem Allgemeinen im Wandel des Menschen hatten dann etliche der spätaufklärerischen „Universal-Historiker“ der spekulativen Geschichtsphilosophie – wie sie Herder und Hegel ins neue Jahrhundert hinüberretten – nähergestellt, als sie vermeinten. Mehr und mehr Archive waren nun der Forschung geöffnet worden. Die Hinwendung zum Überprüfbareren und zum Besonderen – sichtbar schon bei v. Müller, Niebuhr oder Tocqueville – bedeutete einen methodologischen und wissenschaftsethischen Zugewinn und machte die Historiographie zu einem professionellen Unternehmen, zu einer „normalen“ Wissenschaft im Sinne Kuhns (1973). Indes transportierte sie notwendig ebenfalls politische, philosophische und vor allem erkenntnistheoretische Prämissen²⁸, die nun aber kaum thematisiert wurden – und wenn, fiel dies hinter den erreichten Stand weit zurück.

So hatte Schiller von Montesquieu und den 'Göttingern' gelernt, daß das „Ganze“ bloß in der „Vorstellung vorhanden“ ist: Weltgeschichte sei ein „Aggregat von Bruchstücken“, die erst „künstlich“ vom Historiker zum „System“ verkettet würden; und Goethe hatte 1810 gemeint, daß „die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, (nicht etwa), weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt.“²⁹

Ranke nun – im Vertrauen auf die Beweiskraft archivalischer Quellen – wischte alle Einwände vom Tisch: Es gelte, „nur die Dinge reden“ zu lassen, bloß zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen“³⁰. Quelle, Methode, Forschungsgegenstand bildeten ein geschlossenes, selbstreferentielles System: eine vermeintlich der Zeit und den Parteien entrückte „objektive Wissenschaft“. Unbeschadet mancher Einwände, zumal Droysens, prägte dieses Paradigma die Forschungspraxis tiefgreifend – keineswegs nur in Deutschland – und perpetuierte sich über den Geschichtsunterricht, der zum Pauken von Jahreszahlen geriet: „Drei, drei, drei – bei Issos Keilerei!“ Inbegriff die-

²⁸ White 1991, S.214ff; Fulda 1996, S.296ff; s.a. Metz 1979; Kon 1964 II, sowie Anm.

²⁶.

²⁹ Zit.n. Oexle in Theorie VI, S.358; vgl. Koselleck in Theorie I, S.24ff.

³⁰ Zustimmung: Vierhaus in Theorie I; Muhlack in Hammerstein 1988.

ses Reduktionismus wurde der 'Ploetz': Das bis heute aufgelegte Nachschlagewerk versprach eine „gedrängte, möglichst objektive Zusammenstellung der *Thatsachen*“ – und das meinte: Schlachten und Dynastien (zuerst 1863, hier 1902, S.V).

Welch eigentümliche Umkehrung: Hatte die einstige Kultur- und Universalgeschichte das Allgemeine, Gesetzmäßige auf der Folie der Wandelbarkeit des Menschen erfassen wollen, so galt es nun, das Besondere auf der Folie des Allgemein-Konstanten des Menschen darzustellen. Denn obschon das Rankesche Paradigma die Individualität der historischen Situationen zum Prinzip erhob („jede Epoche ist unmittelbar zu Gott“), war es doch wieder zum Konstanz-Axiom zurückgekehrt: Es setzte einen ewigen „homo politicus“ voraus, um dessen Handlungen „verstehen“ zu können³¹. Karl der Große und Bismarck reichten sich über die Zeiten hinweg die Männerhand.

3.2 Am Rande der Profession: Kultur- und Gesellschaftsgeschichte in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts

Weithin in Vergessenheit geraten ist, daß neben dem Mainstream eine vielschichtige Kultur- und Gesellschaftsgeschichte florierte (die allerdings teils ebenfalls vom Konstanz-Axiom erfaßt wurde). Mal mit universalauflärerischer, mal deskriptiv-, antiquarischer“ Tendenz, mal mit wissenschaftlichem, mal populärem Anspruch, mal auf die „Sitten“ des Volkes bezogen, mal auf „Hochkultur“ und „Geistesleben“³².

Vereinfacht lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden: eine universalgeschichtliche, am „System“ und an Entwicklung interessiert, typologisierend und oft quellenfern, und eine antiquarisch-deskriptive, am „Aggregat“ interessiert, an der Sammlung des Besonderen bis hin zum Kuriosen und oft detailversessen. Der Bogen spannte sich vom populären Aufklärer Michelet und dem Ranke-Gegner Gervinus, über Synoptiker wie den Althistoriker Boeckh, den Ranke-Schüler Burckhardt und den Durkheim-Lehrer Fustel de Coulanges, bis hin zu Chronisten des „Volkslebens“ wie Freytag und Riehl, der 1859 sogar eine Professur für Kulturgeschichte erhielt. 1856 wird die *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte* gegründet, drei Jahre vor der *Historischen Zeitschrift*, dem Sprachrohr der etablierten Zunft. Im Vorwort zum ersten Band wird der Anspruch erhoben, die Kulturgeschichte bilde die „Grundlage der gesamten Geschichtswissenschaft“! Es entstanden monumentale, vergleichende Universaldarstellungen, wie die kunsthisto-

³¹ Nipperdey 1976, S.40; Koselleck ebd., S.18.

³² Oestreich 1969; Hartmann 1971; kurz Fueter 1925, v.a. S.566ff; Nipperdey 1976, S.41ff; Kocka 1986, S.55ff.

risch-ethnologische von Klemm (10 Bde., 1843/52), die sterile, noch Voltaire verpflichtete von Schlosser (19 Bde., 1842/54) und – wegweisend – Henry Th. Buckles dem *scheme of universal order* nachspürende, statistisch untermauerte Zivilisationsgeschichte Englands (1857/61). Politische Ereignisse, zumal die Französische Revolution, wurden als Ergebnis sozialer Konflikte untersucht (wie bei Guizot, Blanc, Stein und Marx); und schließlich erblühte das Genre der deskriptiven „Kultur- und Sittengeschichte“, bisweilen noch heute eine Fundgrube, wie das eher anekdotenhafte Werk von Scherr (1852/53), Guhl/Koners (1860) oder später Marquardts und Friedlaenders Kompilationen zum „Privatleben“ in der Antike und Franklins immense Quellensammlung „La vie privée d'autrefois“ (12 Bde., 1880/93). Als beispielhaft aber galt Jacob Burckhardts Renaissance-Buch (1860), in dem die Entstehung des Individualismus aus dem Zusammenwirken der drei „Potenzen“ Religion, Staat und Kultur herausgearbeitet wird – freilich auf der Folie einer konstanten Menschennatur.

Keineswegs wurden also nur museale „Bilder“ gemalt³³. Allerdings: eine die Vielfalt umspannende theoretische Diskussion des Kultur- und des Gesellschaftsbegriffs, des „Systems“ im Sinne Fergusons und Schlözers, war wenig entwickelt. Auch wurde die entstehende „Völkerpsychologie“ (Herbart, Steinthal u.a.) kaum rezipiert. Gemeinsam war den Kulturhistorikern allenfalls, daß sie aufgrund ihrer komplexen Themen und methodisch schwer handhabbaren Quellen gegenüber den Politikhistorikern wie „Dilettanten“ aussahen³⁴ – und es bisweilen auch waren. Noch 1873 tat Meyers Lexikon die Kulturgeschichte als Relikt der spekulativen Geschichtsphilosophie ab: „Darstellung der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts“, wird lapidar definiert (II, S.957).

4 Jahrhundertwende: Wider die „Ereignisgeschichte“

Am Ende des Jahrhunderts zieht der Brockhaus „Berechtigung und Möglichkeit“ der Kulturgeschichte nicht mehr in Zweifel (X, S.792). Nicht allein, daß sie sich, vor allem Dank Burckhardt, eine akademische Nische und ein breites Publikum erobert hatte – die tragenden Säulen des Rankeschen Paradigmas gerieten ins Wanken. Den Tiefengrund hierbei bildete zum einen das Aufkommen einer Erkenntnistheorie, die (wieder) die prinzipielle Begrenz-

³³ So Nipperdey ebd., S.42, gerade Gustav Freytag bewies viel Gespür für das Bedingungsgefüge des spezifisch mittelalterlichen „Denkens und Empfindens“: Vgl. seine Einleitung zu „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859/63).

³⁴ Burke 1991a, S.12.

heit des Wissens thematisierte und damit auch den Relevanz- und Objektivitätsanspruch der Politikgeschichte relativierte³⁵. Zum anderen – und bisweilen durchaus im Widerspruch dazu – die (erneute) Faszination des Entwicklungsgedankens, propagiert durch Comte, Buckle, Morgan, Tylor oder Spencer – und, vermittelt, natürlich durch Darwin: Geschichte sollte Aufschluß geben über die universelle, gesetzmäßige Evolution, in der nun die Kultur, als die Gesamtheit der menschengeschaffenen Existenzbedingungen, die Natur fortschreibt³⁶. Dies aber konnte und wollte die etablierte Historiographie nicht leisten, hatte sie doch den Staat und das Besondere – die 'Freiheit' im Sinne Humboldts – auf ihre Fahnen geschrieben. Ganz wie einst Voltaire kritisierte daher Spencer, daß „Biographien von Monarchen ... kaum Licht auf die Wissenschaft von der Gesellschaft“ werfen; und Comte spottete über die „kindisch(e)“ Suche nach „kleinlichen Details“, stattdessen solle eine „Geschichte ohne Namen“ die Kenntnis über die Gesetze der „sozialen Physik“ voranbringen³⁷.

Wie tief die Evolution nicht nur die sozioökonomische Umwelt des Menschen, sondern den Menschen selbst verändert, war damit noch nicht gesagt. Der aufkommende Biologismus und Rassismus stützte die Annahme konstanter „Triebe“; von hier aus läuft ein ununterbrochener, mal an-, mal abschwellender (derzeit wieder modischer) Diskurs, der den Menschen als genetisch programmiert beschreibt. Forschungen in Geschichte und Anthropologie aber ließen auch vermuten, daß sich das „Bewußtsein“ und – komplizierter noch – der „Charakter“ wandelte. 1879 hielt Nietzsche den „Philosophen“ einen „Mangel an historischem Sinn“ vor: Sie würden ignorieren, „daß der Mensch geworden ist“; alles, was sie über den Menschen aussagen, sei „nicht mehr als ein Zeugnis über den Menschen eines sehr beschränkten Zeitraums“ (zudem gäbe es „keine absoluten Wahrheiten“)³⁸. Mahnte Nietzsche, gleich Dilthey, vage eine historische Psychologie an, so hatten nicht nur Comte oder Morgan, sondern vor allem der sich auf Karl Marx berufende „Historische Materialismus“ bereits ein konsistentes Entwicklungsmodell des kognitiven „Bewußtseins“ parat.

³⁵ Hier nur Lichtheim 1973, Kap.I.

³⁶ Vgl. Wagner in Mann 1973; s.a. Haas 1994, S.57ff.

³⁷ Zit.n. Burke 1991a, S.13.

³⁸ Zit.n. Lepenies 1971, S.77.

Ironischerweise teilte Marx Rankes Prämisse, objektive Wissenschaft zu betreiben. Freilich wurde dies weit raffinierter begründet: Objektivität meint nicht, „die Dinge reden zu lassen“ und hat – wie ja schon die Spätaufklärer wußten – keinen überzeitlichen Bestand, sondern wird durch den Standpunkt der jeweils „entwickeltesten“ Gesellschaft begründet, von dem aus die verborgene Struktur und Dynamik einer Epoche durch Abstraktion retrospektiv erkennbar wird³⁹. Umgekehrt heißt das: Jeder Epoche – später präziser: jeder „Gesellschaftsformation“ – und jeder sozioökonomischen „Klasse“ ist eine spezifische „Lebensweise“ und zugleich spezifische Struktur des Denkens eigen: die „objektive Gedankenform“⁴⁰. Ein holistisch-genetisches Modell: die „Gedankenform“ ist Bestandteil eines strukturierten Ganzen, der gesellschaftlichen „Totalität“, wie Marx im Anschluß an Hegel sagt. Abstrakt gilt dabei (in genauer Umkehrung Hegels), daß die ökonomische „Basis“ den soziokulturellen „Überbau“, das „Sein“ das „Bewußtsein“ bestimmt. Wenn auch im konkreten historischen Geschehen diese Kausalbeziehung verschlungene Wege geht und nur in Ausnahmen offen zu Tage tritt, ist sie doch „in letzter Instanz“ immer wirksam – die Politikgeschichte ist daher nur mit Oberflächenphänomenen, „Erscheinungsformen“ gesetzmäßiger Zusammenhänge befaßt.

Bereits Außenseiter wie Schlosser und Lorenz Stein hatten Politik nur als abhängige Größe aufgefaßt; letzterer hatte Geschichte als „Kampf der Klassen“ analysiert: Geschichtsschreibung habe folglich „Gesellschaftsgeschichte“ zu sein. Friedrich Engels dann forderte eine historische „Wissenschaft von der Gesellschaft“, die die „Lebensbedingungen der Menschen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Rechts- und Staatsformen mit ihrem idealen Überbau von Philosophie, Religion, Kunst usw.“ untersucht – und nicht vorgibt, „ewige Wahrheiten“ zu produzieren (1878, hier 1971, S.82). Waren Schlosser und Stein noch Lehrstuhlinhaber gewesen – letzterer wurde in Wien gar nobilitiert –, so waren den Verfechtern des Historischen Materialismus akademische Karrierewege gänzlich verschlossen⁴¹. Galt ihnen doch – und ihren Gegnern – dieses Theoriegebäude als Instrument der gesellschaftlichen Umwälzung.

³⁹ Einl. zur Kritik der Pol. Ökonomie 1857 (MEW 13, S.634ff); vgl. Althusser/Balibar 1972.

⁴⁰ Dabei sah Marx sich genötigt, der Bourgeoisie und zumal dann dem Proletariat eine Sonderstellung zuzuweisen, um für sein Modell einen quasi außerhalb der Epoche, in der Zukunft, verankerten Standpunkt und damit Wahrheitsanspruch zu begründen.

⁴¹ Spätestens mit der gegen Proteste liberaler Professoren verabschiedeten Lex Aron 1898 waren die Fakultäten von „sozialdemokratischen“ Dozenten geübert.

4.1 Exkurs I: Der Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft

Jeder Versuch, den Primat des Politischen in der Geschichtsforschung anzutasten, auch wenn er von getreuen Monarchisten kam, wurde fortan mit dem Bannfluch des „Marxismus“ und „Naturalismus“ belegt – jedenfalls in Deutschland. Kulturgeschichte war hier geduldet, sofern sie – wie bei Janssen, Schultz oder dem selbsternannten Primus dieser Subdisziplin, Steinhausen – in ihrer Nische verblieb und sich dabei mit der Schilderung des „geselligen und häuslichen Lebens“ beschied oder eine Art Kunstgeschichte betrieb. Wehe aber, der Kulturbegriff wurde expansiv gewendet! Dies hatte 1889 der Weber und Dilthey nahestehende Eberhard Gothein getan, indem er für das Burckhardt-Programm plädierte und, wie einst die *Zeitschrift für Kulturgeschichte*, den Primat umkehrte: Kulturgeschichte sei die „allgemeine“ Geschichte, der sich die politische „ein- und unterordne“ – die harschen Reaktionen der Zunft bildeten das „Vorgefecht“ zum großen Methodenstreit, der mit dem Namen Karl Lamprecht verbunden ist.

In „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ (1884/85) hatte der Leipziger Historiker ökonomische, soziale und geistige Strukturen verbunden. Zum Skandalon aber geriet nicht diese bahnbrechende, quantifizierende Regionalstudie zur „materiellen Kultur“, sondern seine großangelegte „Deutsche Geschichte“ (12 u. Erg.-Bde., 1891/1909). Lamprecht wollte darin „Entwicklung und Formen des Nationalbewußtseins“ als gesetzmäßigen Prozeß aufzeigen. Sein Ausgangspunkt war die prägende Kraft der räumlichen Umwelt, von dem aus er eine universelle Zyklus der „sozialpsychischen Gesamtdisposition“ bzw. des „Diapasons“ entfaltet. Dieses durchlaufe in allen Kulturen die Stadien: symbolisch, typisch, konventionell, individuell, subjektiv.

Zyklentheorien, man denke an Vico oder Herder, waren im Prinzip altbekannt; Lamprecht entnahm seine Anregungen nun der Wirtschaftsgeschichte und – indirekt – dem Historischen Materialismus, sowie der Anthropogeographie Ratzels, und zumal in den späteren Bänden. Wilhelm Wundts „Völkerpsychologie“: Wundt suchte Psychologie und Soziologie im kritischen Anschluß an Spencers Entwicklungslehre und an die „Socialpsychologie“ (Linder, Schäffer, Steinthal) zu verbinden. Auch Lamprecht strebte eine „evolutionistische Psychologie“ an – die Biologie bildete die „Grundlage“ seines Denkens⁴². Das Werk war – hierin nicht zuletzt der Marxschen Lehre gleichend – ein Frontalangriff auf das Selbstverständnis der Historikerzunft. Diese folgte nämlich der Humboldtschen, nun von Rickert, Dilthey und Windelband propagierten Unterscheidung in „nomothetische“ Natur- und „idiographische“, d.h. nicht zur Verallgemeinerung berufene

⁴² Oestreich 1969, 326ff.

⁴³ Hier nur (jeweils mit weiterer Literatur): ebd., S.346ff; Schorn-Schütte in Hammerstein 1990; Raphael 1990; Bichler in Theorie VI, Diesner 1993; Sieglerschmidt/Wirtz in Jüttemann 1995; sowie Metz 1979; Haas 1994; (Biographien verfaßten Schorn-Schütte 1984 und Chickering 1994); Lamprechts Historik leicht greifbar in ders. 1974 u. 1988.

⁴⁴ Schon Kuhnert 1906, S.32f; vgl. v.a. Wagner in Mann 1973, S.37ff; zum Einfluß Wundts - ebenfalls ein Leipziger - v.a. Haas ebd., S.390ff.

resp. genötigte Geisteswissenschaften. Das Publikum aber war den 'Ploetz' leid und nahm die „Deutsche Geschichte“ begeistert auf; Lamprecht wurde zum Schrecken der Rankeianer der wohl meist gelesene Historiker in Deutschland. Der Überwindung der „idiographischen“ – wie Lamprecht sagte: „individualistischen“ – Geschichtsschreibung erwies das Werk indes einen Bärendienst: Zu willkürlich das Schema, und zu unsolide die Recherche – Lamprecht hatte sogar aus Schulbüchern abgeschrieben, wie ihm die Quellenkritik genüßlich nachwies. Somit hatte er sich nicht nur gegen die Lehrmeinung, sondern auch gegen das Berufsethos versündigt. Ein Sturm der Entrüstung brach los; in der Zunft wurde er ein Verfechter – „Lamprecht lag gewissermaßen voll im Trend, nur eben nicht im Trend seiner Wissenschaft“⁴⁵. Immerhin behauptete er seine universitäre Position; als Bildungsreformer führte er z.B. den Asta ein, und es gelang ihm, ein „Institut für Kultur- und Universalgeschichte“ zu installieren, das weit über seinen Tod 1915 hinaus strahlte, bis hinein in die Geschichtswissenschaft der DDR (und auch – über dessen zeitweisen Leiter Hans Freyer – in die BRD).

Der Methodenstreit bildete eine Wegscheide. Er endete mit einem wahren Ostrazismus über Lamprecht und sein zugleich „nomothetisches“ und sozialpsychologisches Programm. Er zementierte somit eine Entwicklung, die die einst führende deutsche Geschichtswissenschaft rück- und randständig machte (und in Westdeutschland erst in den 60er Jahren in einer heilsamen Krisis aufbrechen sollte). Denn es war eine Zeit des Umbruchs der Weltbilder: Auch in anderen Ländern kam es um 1900 zur Revolte gegen die Politikgeschichte Rankescher Provenienz.

Wichtige Anstöße vermittelte hierbei die Ethnologie bzw. Anthropologie, die ja mit „primitiven“ Völkern befaßt war, die keine Staatlichkeit und somit keine Politik im europäischen Sinne kannten: Hervorzuheben sind Edward B. Tylors evolutionistische Darstellung der *Primitive Culture* (1871); Lewis H. Morgans Stadientheorie, die zumal von Marx und Engels rezipiert wurde (*Ancient Society* 1877); James G. Frazers vergleichende Arbeiten zu Religion und Verwandtschaft (*The Golden Bough* 1890; *Totemism and Exogamy* 1910) und Franz Boas' empirisch-relativistische und historisch-psychologische Studien (*The Mind of Primitive Man* 1911). In Deutschland mit seiner fehlenden kolonialen Tradition wirkte hierbei eher das sprach- und geschichtsphilosophische „Volksgeist“-Konzept i.S. Herders, Hegels und Humboldts. Dies brachte sowohl die Herausbildung einer historischen Ethnologie bzw. Volkskunde (Riehl) als auch einer vergleichenden Völkerpsychologie (*Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* gegr. 1860 von Steinthal und Lazarus), die durch Wundt interaktionistisch-individualpsychologisch zu den „Entwicklungsgesetze(n) von Sprache, Mythos und Sitte“ (1900/20) umgeformt wurde⁴⁶.

⁴⁵ Sieglerschmidt/Wirtz ebd., S.111.

⁴⁶ Laucken 1994, S.37ff; Aschenbach in Jüttemann 1995; allg. Holzer o.J.

In Frankreich zog der Wirtschaftshistoriker François Simiand gegen die „Ereignisgeschichte“ zu Felde, gegen die „Götzen“ der Historikerzunft: „Politik“, „Individuum“ und „Chronologie“, und der Philosoph Henri Berr konzipierte eine *histoire synthétique* (s.u.). Weniger theoretisch fundiert als in Deutschland und Frankreich bestanden in den angelsächsischen Ländern vergleichbare Strömungen: In Amerika praktizierten Frederick J. Turner, James H. Robinson u.a. eine *New History*, die „alles was Menschen getan oder gedacht haben“ zu ihrem Gegenstand erklärte; zugleich entstand eine *Social Psychology* (Ellwood, Ross u.a.), die sich mit Mentalitäten befaßte. Auch England, wo Hobhouse eine historisch-vergleichende Sozialpsychologie entwarf, erlebte seinen Methodenstreit, freilich ungleich weniger heftig – hatte hier doch Mill, wie Comte in Frankreich, die Einheit der Wissenschaften propagiert. Außerhalb Deutschlands gelang es eher, die Historie für neue Themen und Konzepte zu öffnen, waren doch die Gräben zwischen „nomothetischen“ und „idiographischen“ Disziplinen weniger tief⁴⁷.

So hatte zuvor in Frankreich die Comtesche Entwicklungslehre einen der angesehensten Historiker geprägt: Hippolyte Taine hatte versucht, gleich Buckle in England, das Allgemeine aus dem je Besonderen der Erscheinungen zu extrahieren. Entsprechend fiel nun auch Lamprechts Oeuvre außerhalb Deutschlands eher auf fruchtbaren Boden⁴⁸: Vor allem bei dem belgischen Sozial- und Wirtschaftshistoriker Henri Pirenne und dem niederländischen Kulturhistoriker Johan Huizinga, dessen *Herfstij der Middeleeuwen* (1919) ein Bild des spätmittelalterlichen Burgund entwirft, das das „Gemüt“ und die „Denkformen“ jener Menschen – in einer von der Aufklärung bis zu Durkheim, Hall, Wallon oder Freud reichenden Tradition – als „kindlich“, d.h. stark affektgesteuert, beschreibt.

In Deutschland fand Lamprecht vor allem im Erfolgsautor Oswald Spengler einen Nachfolger, dessen kulturellevistische Universalgeschichte „Der Untergang des Abendlandes“ (1918/22) allerdings an die spekulativ-quellenferne Seite Lamprechts anknüpfte. Hier wurde die Erneuerung der Geschichtsschreibung von der Nationalökonomie und der neuen Disziplin Soziologie angegangen⁴⁹. Die Dicken Bretter wurden fortan von Sozialwissenschaftlern gebohrt, und nicht von den zahlreichen Geschichtswissenschaftlern.

⁴⁷ Iggers 1993, S.35ff; Erbe 1979, S.26ff; Laucken 1994, S.27ff, sowie analytisch Raphael 1990; Schulin 1979.

⁴⁸ Die Neue Dt. Biographie spricht gar von „Weltruhm“; s.a. Diesner 1993.

⁴⁹ Zu den wenigen Ausnahmen zählten der zunächst ebenfalls verfeimte Universal- und Psychohistoriker Kurt Breysig, der zwischen „kollektivistischer“ und „individualistischer“ Position vermittelnde Otto Hintze; sowie der „historische Soziologe“ Alfred v. Martin. In

Nur vier Namen seien erwähnt⁵⁰: Gustav Schmoller baute die Wirtschaftsgeschichte vor allem als empirische Disziplin aus; als Zeichen ihrer Etablierung entstand 1893 die *Zeitschrift* (ab 1903: Vierteljahrschrift) *für Social- und Wirtschaftsgeschichte*. Überraschend der Versuch Max Webers, die Herausbildung der Moderne aus der Struktur von Glaubenssystemen herzuleiten; ihr Resultat sei – ähnlich wie auch von Marx und Engels konstatiert – die „Entzauberung der Welt“ und das „stahlharte Gehäuse der Hörigkeit“. Daß Weber vom protestantischen „Geist“ des Kapitalismus sprach und letzteren in einen Makroprozeß abendländischer „Rationalisierung“ stellte, verweist auf die untergründige Wirkung der Geschichtsphilosophie – untergründig, weil es Weber just um die erkenntnistheoretisch legitimierte Widerlegung aller Versuche zu tun war, die Totalität zu erfassen und Makroprozesse vollständig kausal, 'naturgesetzlich' zu erklären, wie es Roscher, Lamprecht und vor allem der Historische Materialismus unternahmen. Objektivität sei ein bloß methodologischer Begriff. Vielmehr ließen sich unendlich viele Kausalketten begründen; die jeweilige Auswahl werde – wie schon Gatterer und Goethe wußten – nach der historisch bedingten „Kulturbedeutung“ getroffen sowie der irreduzibel subjektiven „Wertbeziehung“. Mit manchen seiner das Allgemeine mit dem Besonderen verbindenden „Idealtypen“, wie den Lebensstilen, legte Weber gleichwohl Zusammenhangsmodelle vor, die als Beitrag zur Mentalitätsgeschichte lesbar sind. Auch der Nationalökonom Werner Sombart untersuchte das Zusammenspiel ökonomisch-technischer Rationalisierung mit der „Wirtschaftsgesinnung“; im Widerspruch zu Weber lenkte er den Blick auf die Rolle von Juden, Kaufleuten und Frauen bei der Entstehung des Kapitalismus. Schließlich Georg Simmel: sich unter dem Einfluß Schmollers und Durkheims von der evolutionistischen Makrosoziologie Spencers lösend, fragte er nach der sozialpsychologischen Prägekraft der „Formen der Vergesellschaftung“. Gleich Nietzsche, Weber oder Dilthey hielt er die Erfassung der Totalität für unerreichbar – dennoch schloß er aus den kleinen Dingen des Alltags, wie dem Eßsteller, auf das Ganze, und mit seiner Theorie des Zusammenhangs von Geldwirtschaft und dem modernen „Stil des Lebens“ mit seinem Zwang zur „Langsicht“ griff er implizit das Marxsche Modell der Gedankenform auf. Etliche der Neuerer galten als „Kathedersozialisten“; zwar waren sie alles andere als Sozialisten, wohl aber stellten sie sich – im Gegensatz zur Historikerzunft – den Herausforderungen des Marxschen Oeuvres.

Um 1900 waren – zum zweiten mal seit der Spätaufklärung – die hodiezentrischen Gewißheiten der Historie zertrümmert: Die objektive Wahrheit der Erkenntnis, das Konstanz-Axiom und der Primat der Politik.

den 30er Jahren entwickelten Abel, Aubin, Brunner u.a. eine sozioökonomisch und kulturhistorisch orientierte Agrar- und „Volksgeschichte“ (die indirekt Riehlsche und Lamprechtsche und direkt zumal Freyersche Ideen aufnahm; s. Oberkrome 1993, Schulze 1993, Kap. 16), und Kulturhistoriker wie Grupp, Bühler und Treue schilderten den „Alltag“ des deutschen Volkes.

⁵⁰Die Fülle der Literatur hierzu würde den Aufsatz sprengen. Unter dem Aspekt 'Mentalitätsgeschichte' sei verwiesen auf Sellin 1985 und Jüttemann 1995.

5 Moderne Mentalitätsgeschichte: Erste Hälfte des 20. Jahrhunderts

5.1 Frankreich

Daß die *histoire des mentalités* im Frankreich der Zwischenkriegszeit entstanden sei⁵¹, ist ein ebenso verbreiteter wie irreführender Gründungsmythos. Wie dargelegt, fragte man in vielen Ländern und seit langem nach Struktur und Wandel geistig-seelischer Kollektivphänomene („Geist“, „Seele“, „Empfindungsart“, „Fühlen und Denken“, „Denkformen“, „Gedankenform“, „Diapason“, „Gesinnung“, „Lebensstil“ etc.). Zur Jahrhundertwende hatten solche im weitesten Sinne sozialpsychologische Themen erneut Konjunktur. In Frankreich bot die interdisziplinäre Debatte zwischen Soziologen, Anthropologen, Historikern und Psychologen hierfür einen besonders fruchtbaren Boden – vor allem dank Emile Durkheim und Henri Berr, dessen 1900 gegründete *Revue de synthèse historique* zu einem Motor der Erneuerung der Geschichtswissenschaften wurde.

Hierbei kam nun auch das Wort 'Mentalität' ins Spiel. Es war aus dem Englischen ins Französische gelangt (und von dort ins Deutsche), wo es zu einem Modebegriff avancierte⁵². Es meinte, oft mit abschätzigem Unterton, die 'Geisteshaltung' einer Gruppe oder Nation. In diesem Sinne bescheinigte etwa Durkheim 1915 den Deutschen einen krankhaften Machtwillen. Durkheim aber war es auch, der dem Wort wissenschaftliche Reputation verliehen hatte: Seine Zeitschrift *Année sociologique* führte ab 1899 eine Rubrik *La mentalité des groupes*, unter der z.B. die Arbeiten Lamprechts besprochen wurden; hier meinte das Wort ungefähr 'Denkweise'.

In diesem Sinn hatten es Durkheim und sein Schwiegersohn Marcel Mauss beiläufig in ihrem wegweisenden Aufsatz über „primitive Formen von Klassifikationen“ gebraucht (1902; hier 1993): Diese bestünden aus komplexen Kombinationen einfacher Klassen – z.B. Yin und Yang oder heilig und profan – zur Erfassung der Gesamtheit der belebten und unbelebten Welt. Hierbei errichten die Metamorphosen und Übertragungen keine klaren begrifflichen Grenzen, da sie ihren Ursprung in unscharfen affektiv-emotionalen Qualitäten der sozialen Organisation haben – eine „Mentalität“, die sich im modernen Europa nur noch als Relikt finde (S.173), da hier die Distanzierung vom affektiven „Soziozentrismus“ weit fortgeschritten sei. Damit war ein Programm skizziert, an dem sich die Humanwissenschaften bis heute abarbeiten sollten. Zunächst war es vor allem der An-

⁵¹So z.B. Dinzelbacher 1993, S.XV.

⁵²Raulff in ders. 1987, S.50ff mit weiterer Literatur; s.a. LeGoff ebd., S.23ff.

thropologe Lucien Lévy-Bruhl, der eine viel diskutierte Typologie primitiv-prälogischen und zivilisiert-logischen Denkens entwickelte und hierfür den Begriff 'Mentalitäten' benutzte (1911 u. 1922). Durkheim bevorzugte dagegen – wie in den „elementaren Formen des religiösen Lebens“ (1912) – den Begriff 'Kollektivvorstellungen' bzw. '-bewußtsein', während Berr von 'historischer Psychologie' sprach, die in eine holistische Geschichtskonzeption⁵³ einzubetten sei. Die Historie war auch für Durkheim nur dann eine Wissenschaft, wenn sie nicht die „Oberflächenerscheinungen“, d.h. die Ereignisse und Persönlichkeiten aufreißt, sondern vergleichend die Zusammenhänge untersucht und dafür verallgemeinerbare Erklärungen liefert – dann aber wäre sie historische Soziologie. Man sieht: Comtes Programm einer „Geschichte ohne Namen“ war in Frankreich nicht vergessen.

Der Gründungsmythos der Mentalitätsgeschichte will es, daß diese ihren Ausgang von der 1929 ins Leben gerufenen Zeitschrift *Annales* nahm. Deren Initiatoren Lucien Febvre und Marc Bloch waren an Durkheim, Berr und Pirenne geschulte Historiker und sahen sich als „Häretiker“ der Zunft. In der Tat wurden sie Wegbereiter einer Neuorientierung der Geschichtsschreibung. Im Gegensatz zur Universalgeschichte im Sinne Spenglers und Toynbees blieben sie zurückhaltend gegenüber generalisierenden und evolutionären Konzepten und setzten stattdessen die Instrumente der Quellenkritik ein. Ihre Verbindung vom Allgemeinen mit dem Besonderen, von weiter Perspektive mit solider Methodik sollte – obschon sie nicht gänzlich neuartig war – modellbildend werden. Rankes Diktum, „jede Epoche (sei) unmittelbar zu Gott“, nahmen sie dabei ernster als Ranke selbst⁵⁴: Die umstandslose Unterstellung konstanter und daher vom Historiker intuitiv verstehbarer, nachfühlbarer Motive war Febvre ein „fortgesetzte(r) ärgerliche(r) Anachronismus“ (1938, hier 1988, S.86); vielmehr galt es, die spezifischen Faktoren und „Formen des Fühlens und Denkens“ erst zu erforschen. Bevorzugt geschah dies für Epochen, deren Menschen – wie einst Gustav Freytag sagte – „grundverschieden“ von den heutigen waren: Mittelalter und Frühe Neuzeit.

Hierzu zählen Febvres (gegen Ratzel gewandte) Studie zur Anthropogeographie (1922) und seine Rabelais-Biographie (1942), die den „Unglauben“ der Reformationsepoche als verkappte Religiosität entziffert: der heutige Atheismus war noch nicht denkbar – es fehlte das sprachlich-mentale „Werkzeug“. Von Blochs Arbeiten seien hervorgehoben die

⁵³ Holismus wird hier verstanden als Perspektive, als forschungsleitendes Ideal und nicht als Annahme verborgener Wesenheiten (*élan vital* etc.); zu diesen „Ausgeburten philosophischer Unklarheit“ hatte bereits der Wiener Kreis das Nötige gesagt: hier Schlick in Topitsch 1976, S.212.

⁵⁴ Iggers 1978, S.55f.

Studie über die – wie er in Unkenntnis Freuds meinte: vermeintliche – Kraft der Könige, Hauttuberkulose zu heilen (1924) und vor allem sein Werk *La société féodale*, das die Zusammenhänge von Ökonomie, Staat, Recht, Zeiterleben etc. als *ambiance totale sociale* zu erfassen suchte (1939/40. Das Werk blieb unvollendet: Bloch ging in den Widerstand und wurde 1944 von der Gestapo ermordet.) Publiziert wurden mentalitätsgeschichtliche Arbeiten jedoch kaum in den *Annales*; sie waren wirtschafts- und sozialgeschichtlich ausgerichtet und glichen darin der *Economic History Review* und der *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, was schon der Untertitel verdeutlicht: *histoire économique et sociale*⁵⁵. Und der Begriff 'Mentalitätsgeschichte' stammt nicht von Bloch oder Febvre (die lieber von Kollektivbewußtsein bzw. mentalem Werkzeug sprachen), vielmehr vom eher marxistisch orientierten Historiker George Lefebvre⁵⁶

Die heroische Phase der französischen Geschichtsschreibung, die ihre spätere internationale Reputation begründete, ist hinlänglich beschrieben⁵⁷. Festzuhalten ist, daß von einer Annales-Schule nicht die Rede sein kann, eher von einer losen Gruppe. Einem dem Historischen Materialismus vergleichbaren Gedankengebäude hatten sich die Neuerer versagt; ihr Kennzeichen ist vielmehr eine theoretisch-methodische Offenheit – damals wie heute auch als Vagheit kritisiert. Allenfalls ein gewisser Duktus ist auszumachen, der sich Marxschen Einflüssen, vor allem aber Durkheims Oeuvre verdankte und dessen Weiterbildung durch Soziologen und Anthropologen, wie Lévy-Bruhl, Halbwachs und Mauss⁵⁸. Letzterer hatte 1934 vorgeschlagen, die „Techniken des Körpers“, z.B. Gehen, Essen, oder auch die Art, die Faust zu ballen, kultur-, alters- und geschlechtervergleichend zu erforschen: Als totale Sozialphänomene seien die Verwendungen des Körpers Produkt eines „Lebensstils“, einer je verschiedenen „Erziehung zur Kaltblütigkeit“ – dabei werde sichtbar, daß der Mensch sich „überall in der Gegenwart physisch-psychisch-soziologischer Verbindungen von Handlungsreihen“ finde (hier 1978 II, S.199ff). Dieses ambitionierte Konzept der Totalität von „Handlungsreihen“ war es, das das Grundgerüst der französischen Mentalitätsgeschichte abgab, die damit zugleich Historische Anthropologie *avant la lettre* war⁵⁹.

⁵⁵ Bis 1938 machten mentalitätsgeschichtliche Artikel nur 4% aus (n. Raulff 1987, S.49).

⁵⁶ Burke 1991a, S.116.

⁵⁷ Aus der reichen, teils hagiographieartigen Literatur hier nur: Erbe 1979; LeGoff 1988; Riecks 1989; Burke 1991a; Raulff in Jüttemann 1995.

⁵⁸ S.a. Craig in Lepenies 1981, S.298ff.

⁵⁹ Und damit den Publikumsgeschmack traf bzw. prägte - so begann der Hachette-Verlag seine bis heute fortgeführte *La-vie-quotidienne*-Serie.

Für die Mehrheit seiner Kollegen hatte Febvre nur Spott übrig: „Sputen wir uns, zur eigentlichen Geschichte zurückzukehren ... Zu den Umständen der Pritchard-Affäre. Zur Frage der Heiligen Stätten. Oder zur Aufzählung der Salzspeicher im Jahre 1563. Das ist Geschichte.“ (1941, hier 1988, S.106)⁶⁰. Febvre projizierte stattdessen Geschichte als historische Psychologie, und zwar sowohl der Strukturen des Denkens als auch der Gefühle, und bilanzierte hierbei – wie vor ihm Durkheim, Huizinga und der Psychologe Henri Wallon – ein generelles „Zurückdrängen“ der Affekte: Je mehr rationale Institutionen und Techniken die sozialen Beziehungen regelten, desto „stärker wurde die Tendenz, die Emotion als eine Störung des Handelns anzusehen, als etwas Gefährliches, Lästiges, Häßliches oder zumindest Schamloses“ (S.95).

5.2 Andere Länder

Zu den Folgen des Weltkriegs zählte, daß 1914 die intellektuellen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland abrisen; wie im deutschen Sprachraum Durkheim oder Mauss kaum Beachtung fanden, so in Frankreich Weber oder Freud – erst seit den 1960er Jahren blickte man von beiden Seiten wieder über den Rhein⁶¹.

1939 legte der Soziologe Norbert Elias ein Buch zu einem Generalthema der Humanwissenschaften vor: zum Werden und Wesen der Moderne. Der mit der Staatenbildung einhergehende „Prozeß der Zivilisation“ sei weder durch Politik, noch Ökonomie, noch Ideen hinreichend zu erfassen; seine Erforschung gehöre vielmehr „in den Bereich einer Wissenschaft, die noch nicht existiert, in den Bereich einer historischen Psychologie“ (hier 1978 II, S.385).

⁶⁰ Während diese „eigentliche“, auf Archivalien limitierte Geschichte blind war gegenüber den Wandlungen des Menschen, hatte zumal der Historische Materialismus hierfür sehr wohl ein Modell, ein Modell das zugleich weiter und begrenzter war: Weiter, weil es, im Gegensatz zu Bloch und Febvre (zu deren Differenzen s. Burgière in Raulff 1987), der Dynamik der sozioökonomischen *Interessen* Rechnung trug (Burke in ebd., S.137) - und somit noch Raum ließ für die Humboldtsche 'Freiheit' im Lauf der Geschichte -; begrenzter, weil die epochentypische 'Gedankenform' primär *kognitive* Strukturen erfaßte, nicht das psychische 'Unbewußte'.

⁶¹ Burgière ebd., S.45f. Einzig Marx wurde von Bloch und einigen den *Annales* nahestehenden Historikern rezipiert, wie Labrousse, Calmette und Dopsch (Wien) - die wiederum von Elias rezipiert wurden.

Und so gilt das Werk heute als eine der „frühesten Arbeiten zur Historischen Anthropologie“⁶². In der Tat unternahm es Elias, den Wandel „alltäglicher Verrichtungen“ nicht nur, wie die einstige Sittengeschichte, aufzuzeichnen (er benutzte u.a. Manierenbücher als Quelle), sondern als totales Sozialphänomen zu erklären. Dabei las er z.B. die Tischsitten in Anlehnung an Freuds Psychomechanik als Indikator kollektivpsychischen Wandels: des „Habitus“, des „Affektstandards“, der „Scham- und Peinlichkeitsschwellen“. Dieser zeige die Zurückdrängung affektiv-spontaner Verhaltensweisen und den Ausbau und die Verfestigung der inneren „Selbstkontrollapparatur“; den historisch wachsenden „Zwang zur Langsicht“ habe dabei jeder Heranwachsende ontogenetisch nachzuvollziehen. Den Zivilisationsprozeß deutet Elias als Resultat raum-zeitlich gedachter, eigengesetzlicher „Verflechtungen“ bzw. später: „Figurationen“ – ein Modell, das die von Marx initiierte Streitfrage nach der 'primären' Instanz für gegenstandslos erklärt. Die „Richtung dieser Veränderung des Verhaltens im Sinne einer immer differenzierten Regelung der gesamten, psychischen Apparatur ist bestimmt durch die Richtung der gesellschaftlichen Differenzierung, durch fortschreitende Funktionsteilung und die Ausweitung der Interdependenzketten, in die ... jede Regung, jede Äußerung des Einzelnen unausweichlich eingegliedert ist.“ (ebd., S.317)

Das Werk – in Basel erschienen, da Elias als Jude ins Exil gehen mußte – blieb ein Geheimtip⁶³, bis es in den 70er Jahren in vielen Sprachen neu aufgelegt wurde und buchstäblich Kultstatus erlangte. Etliche Gedanken des Prozeß-Buchs finden sich bereits in der 1933 eingereichten, aber erst 1969 gedruckten Habilitationsschrift über die „höfische Gesellschaft“ Frankreichs, in der Elias einleitend der Historie die gleichen Unzulänglichkeiten vorhält, wie einst Simiand.

Inzwischen wird der „sozio- und psychogenetische“ Ansatz wegen seines vermeintlich eurozentrischen Evolutionismus bisweilen heftig kritisiert oder strikt auf den „Sonderfall“ Europa limitiert (was jedoch mit der universalen Theoriearchitektur kaum vereinbar ist). Unbeschadet teils berechtigter Einwände bleibt mit dem Annales-Historiker Roger Chartier zu bilanzieren: „Das Problembewußtsein der Historiker hat sich ganz im Sinne Elias' entwickelt ... Die Könige sind vom Thron des historisch Bedeutsamen gestürzt“⁶⁴.

Elias' Behauptung der Neuheit von „Gesellschaftspsychologie“ (II, S.385) aber irritiert nicht nur mit Blick auf Frankreich – schon Steinthal hatte diesen Begriff benutzt; 1931 hatte Breysig seine „Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit“ vorgelegt, und im Folgejahr war v. Martins

⁶² Lepenies in Rürup 1977, S.142.

⁶³ Vgl. Gleichmann 1979.

⁶⁴ Chartier 1988, S.38. Zur Kontroverse vgl. Spode 1991, S.248; ders. 1995, S.33f (mit weiterer Literatur); s.a. Exkurs II und Anm. 19.

Studie über die „Durchformung“ des Menschen in der Renaissance erschienen. Erst spät hat sich Elias zu seinen geistigen Wurzeln geäußert: Freud, Max Weber, Simmel, auch Huizinga, sowie seine Lehrer Alfred Weber und Karl Mannheim⁶⁵. Ersterer hatte ebenfalls von einem „zivilisatorischen Prozeß“ gesprochen, der in eine „Weltdomestikation“ führe, letzterer hatte ebenfalls moniert, daß wir „keine historische oder soziologische Psychologie haben“, vor allem aber hat Mannheim die Wissenssoziologie endgültig als Forschungsfeld etabliert: Sein „totaler Ideologiebegriff“ meint die unaufheb- baren, jeweils soziokulturell gegebenen Grenzen der Objektivierung; seine Wissenssoziologie untersucht die „Entsprechung“ von Sein und – immer perspektivischem – Denken. (Marxisten wie Lukás sagten dagegen: von Sein und – richtigem oder falschem – Bewußtsein.) Die Zwischenkriegszeit war in vielen Ländern eine hoch produktive Epoche für kultursoziologisch- sozialpsychologische Theorieentwürfe. Der Raum möglicher Deutungen wurde ausgelotet, den wir bis heute nicht wesentlich erweitert haben.

Das gilt für die Wissenssoziologie und verwandte Konzepte, die an den „Problemlösungslücken des Marxismus“⁶⁶ ansetzten, für die Philosophische Anthropologie Plessners und Gehlens, für die Konstruktions- bzw. Symboltheorien von Schütz, Cassirer, G.H. Mead und Morris und nicht zuletzt für die Wissenschaftsgeschichte (Merton, Bernal, Fleck, Zilsel, Dijksterhuis, Bachelard), die naturwissenschaftliche Theorien wissenssoziologisch zu interpretieren begannen. Nur in Frankreich kam der Historiographie in der Debatte noch eine Schrittmacherrolle zu (s.o.).

In *England* wurde sie von der (Sozial-)Anthropologie eingenommen: Gegen Lévy-Bruhls These einer „prälogischen“ Mentalität hob Malinowskis funktionalistisch- holistische Kulturtheorie die „wissenschaftliche Haltung“ der Primitiven hervor, und Evans-Pritchard sah Wissenschaft und Magie als grundsätzlich gleichartige Denkweisen.

Auch in *Amerika* dominierte die (Kultur-)Anthropologie die Debatte (s.a. Kap.6.2); hier war sie weniger kognitiv als psychologisch interessiert. Am wirkungsmächtigsten Klinebergs Programm einer *Social Psychology* zwischen Anthropologie und Soziologie (1940), das vor ethnozentrischen Wertungen warnte, sowie die kulturvergleichenden Persönlichkeitsstudien von Benedict, M. Mead, Kardiner und Linton⁶⁷. Danach werde die *basic personality structure* (dt. Grund-, Basal- oder Modalpersönlichkeit) durch die Erziehungsweisen angelegt. So unterschied Ruth Benedict nach dem „psychologischen Typus“ zwischen „apollinischen“ und „dionysischen“ Kulturen. Offen blieb freilich, ob die Kultur den Erziehungsstil prägt oder umgekehrt, und ob moderne Gesellschaften noch

⁶⁵ In Gleichmann 1984; eine Quellenkritik des Prozeß-Buchs steht freilich noch aus.

⁶⁶ Rehberg in Gleichmann 1979, S.116.

⁶⁷ Hierzu v.a. Thomas 1993; Laucken 1994.

solche einheitlichen Typen aufweisen. Vor allem aber zeigte sich, daß die Beobachtungen fremder Sitten oft fragwürdig und die Interpretationen willkürlich waren; im Verbund mit der neomarxistisch-freudianischen Sozialpsychologie (die v.a. durch deutsche Emigranten nach Amerika gekommen war) mündeten diese interkulturellen Vergleiche damit – ganz entgegen ihren kulturrelativistischen Intentionen – in einen Produktionsmechanismus für vulgärwissenschaftliche Völkerstereotype: die freizügig-glücklichen Balinesen, die autoritär-analfixierten Deutschen. Die Freude an solch restringierten Etikettierungen wurde geradezu ein Kennzeichen des amerikanischen Geisteslebens⁶⁸. Von heuristischem Wert bleibt der Begriff der 'Grundpersönlichkeit' – quasi ein deskriptives Äquivalent zu Elias' „Affektstandard“ – der in Talcott Parsons struktur-funktionalistisches Theoriegebäude Eingang fand. Zugute zu halten ist dieser Kulturanthropologie vor allem, daß sie gegen ein biologistisches Konstanz-Axiom angetreten war, das den Menschen von seiner Rasse und/oder Triebstruktur gesteuert sah – 1927 zählte ein Kritiker 5684 solcher Triebe!

Ein eigenständiges Programm hat seit den 1920er Jahren der Genfer Psychologe Jean Piaget verfolgt: Die Herausbildung kognitiver und affektiver Leistungen und Kategorien – wie Raum, Zeit, Sprache und Moral – in der kindlichen Entwicklung wird als kulturell geformte Entfaltung biologischer Vorgaben empirisch-experimentell untersucht. Ähnlich wie Durkheim oder Elias ging Piaget dabei von einer im historischen Prozeß zunehmend komplexeren Enkulturation aus, die u.a. zu einer Zurückdrängung spontan- egozentrischer Weltsicht („Dezentrierung“) führt⁶⁹. Die Unterschiede zwischen prälogischer und logischer Mentalität, um Lévy-Bruhls Terminologie zu benutzen, gründen also in der Praxis, den Anforderungen der soziokulturellen Umwelt; in einfachen Gesellschaften werden mentale Entwicklungsstadien komplexer Gesellschaften nicht erreicht – jedes Individuum kann diese Schritte jedoch, wenn nötig, jederzeit nachholen (z.B. ein Immigrant). Vergleichbar mit Elias und Schütz fand Piagets Werk erst spät die Aufmerksamkeit der Humanwissenschaften; zumal für die Mentalitätsgeschichte bleibt es noch zu entdecken.

Den Begriff 'Mentalität' hat 1932 der deutsche Soziologe Theodor Geiger erstmals präzisiert und operationalisiert (hier 1967, S.12ff u. S.77ff). Mannheims kognitiven Ideologiebegriff differenzierend verortete Geiger Mentalität als unbewußtes „formlos-fließendes“ Zwischenglied zwischen der sozialen Lage und den „fest-geformten“ und „mitteilbaren“ Ideologien

⁶⁸ In diese Tradition ließe sich auch Daniel Goldhagens Bestseller über „Hitlers willige Vollstrecker“ (dt. 1997) einreihen.

⁶⁹ Hier nur Hallpike 1990; Schöfthaler/Goldschmidt 1984.

(die wiederum auf die Mentalität zurückwirken können). Mentalität enthält somit eine starke psychische Komponente. Sie findet ihren Ausdruck im Ensemble der „Gewohnheiten des Konsums und der sonstigen Lebenshaltung, Freizeitverwendung, Lesegeschmack, Formen des Familienlebens und der Geselligkeit – tausend Einzelheiten des Alltagslebens“. Durch Überkreuzungen und Verbindungen entstehen hierbei „komplexe Typen des sozialen Habitus“. Die „exakte Erforschung der Mentalitäten“ würde allerdings neuartiges „empirisches Material in großer Fülle“ voraussetzen. In der Geschichtswissenschaft fand dieses Programm wenig Beachtung, und auch in der Soziologie geriet Geiger zum vergessenen Klassiker⁷⁰, obschon seine indirekte Wirkung kaum zu überschätzen ist, vor allem in der (leider meist ahistorischen) Lebensstilforschung (z.B. Hradil 1995). Bis heute stellt sein Ansatz einen ungewöhnlich konsistenten Versuch dar, das schwierige Feld der Mentalitäten der empirisch-soziologischen Beobachtung zugänglich zu machen.

6 Moderne Mentalitätsgeschichte: Zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts

6.1 Frankreich

6.1.1 Die *Annales* im Zenit

Nach dem Zweiten Weltkrieg stiegen die „Häretiker“ um die *Annales* zur dominierenden Richtung in der französischen Historiographie auf⁷¹. Febvre konnte eine eigene Sektion an der Pariser *École pratique* gründen, die bald zur wichtigsten humanwissenschaftlichen Lehr- und Forschungsanstalt wurde (seit 1975 eigenständig). Im engen Verbund florierete nun auch die Zeitschrift, deren 1946 veränderter Untertitel *Economies - Sociétés - Civilisations* ihren universalen Anspruch unterstrich. Geschichte wurde „zum Kosmos des gesamten, noch unerforschten menschlichen Verhaltens“ erklärt; das „Zauberwort 'Mentalität'“, hatte dabei eine durchaus emotionale Qualität: die Verheißung einer neuen, 'totalen' Historiographie⁷². Nach Febvres Tod 1956 wurde Mitherausgeber Fernand Braudel zum führenden Historiker des

⁷⁰ So sucht man ihn bei Vester 1996 vergeblich; s. aber Sellin 1985, S. 581ff.

⁷¹ Hunt 1986; sowie Anm. 57 u. 79; eine Selbstdarstellung: LeGoff/Nora 1974.

⁷² Vgl. Adams 1993, S. 614, der einschränkt: „Was theoretisch und methodisch ... so neu an dieser Geschichte war, blieb (allerdings) weitgehend unbeantwortet.“

Landes. In seiner Doktoratsthese über die Mittelmeerwelt im 16. Jahrhundert (gedr. 1949; dt. erst 1990, 3 Bde.) ging er vom Raum (und den Techniken der Raumüberwindung) aus und entwarf eine vergleichende Geographie. 1967 erschien der erste Band seiner großartigen – wenn auch bisweilen an Lamprechts Arbeitsstil erinnernden – Universalgeschichte *La civilisation matérielle, économie et capitalisme*, die den Prozeß der Entstehung der Weltwirtschaft „jenseits aller Theorien“ aufzeigen will⁷³. Analytisch trennt er drei Zeitebenen: eine quasi-immobile, physische, eine der langsamen sozioökonomischen und kulturellen Rhythmen und eine der rasch oszillierenden politischen Oberfläche. Dabei interessiert ihn primär die mittlere Ebene, die *longue durée*; und hierbei die Strukturen des Alltags, der Ökonomie und der Staatlichkeit, weniger kognitive Aspekte von Mentalität, wie Religion und Wissenschaft. In der Herausbildung des staatlichen Gewaltmonopols, der inneren Pazifizierung der Gesellschaft sieht Braudel, ähnlich wie Elias, ein Scharnier des Gesamtprozesses, versagt sich jedoch einer expliziten theoretischen Synthesebildung. Zugleich betont er die bis in die Gegenwart reichende Macht der mentalen Traditionen im Alltag: Sie helfen „uns zu leben, halten uns gefangen und entscheiden für uns“ – die Grenzen des Möglichen sind eng gezogen. Eine *histoire totale* hat Braudel nicht geschrieben; allein der enorme thematische und raum-zeitliche Umfang seiner Untersuchung birgt die Gefahr der Detailverlorenheit und läßt sich ohne theoretische Klammern kaum noch gedanklich fassen. Hierfür lieferte Braudel eine gewichtige und zugleich anschauliche Grundlage – und er hat zahllose Arbeiten angeregt, die in der Summe ein neues Gesamtbild schufen: „Alle diese Forschungen sind in eine spezifisch französische Spielart der historischen Anthropologie eingemündet, also einer Betrachtung der Geschichtlichkeit menschlicher Verhaltensweisen“⁷⁴.

Braudels Präferenz galt der Sozial-, Wirtschafts- und Alltagsgeschichte⁷⁵. Doch der Bogen der *Annales* reichte weiter: Von der Geschichte nicht nur „ohne Namen“⁷⁶, wie sie

⁷³ Überarb. dt. 1985/86; vgl. Braudel 1992; s. a. Vester 1995, S. 73ff; hier zeigen sich Parallelen zu Wallersteins marxistisch inspirierter Weltsystem-Theorie (ebd., S. 89ff).

⁷⁴ Erbe 1979, S. 62; s. a. ders. in Süßmuth 1984.

⁷⁵ Bei Braudel eher eine Geschichte der „materiellen Kultur“ i.S. Lamprechts als der Mentalitäten i.S. der „Mikro-Geschichte“ (s. Kap. 6.2).

⁷⁶ D.h. die rein quantitative, „serielle“ Geschichte, vor allem im Felde der historischen Demographie und Wirtschaftsgeschichte, später auch in der Mentalitäts- bzw. Kulturgeschichte.

einst Comte forderte, sondern sogar „ohne Menschen“, d.h. der Umwelt- und Klimageschichte bis zu synoptischen Regionalstudien, wie Gouberts Arbeit über die Stadt Beauvais (1960) mit sozialhistorischer Ausrichtung und Le Roy Laduries über das Languedoc (1966) mit psychohistorischer. Die Mentalitätsgeschichte im engeren Sinne aber hat der mit Braudel zerstrittene Robert Mandrou 1961 mit seinem „Versuch zur historischen Psychologie“ der Frühen Neuzeit angestoßen, der das Febvre-Programm aufnahm und die geistig-emotionalen „Konjunkturen“ erneut zum Thema machte. Wichtige empirische Arbeiten, z.B. über die Kantschen Kategorien Raum und Zeit im Mittelalter, lieferten und liefern LeGoff, Duby und andere. Wie stark scheinbar festgefügte Kategorien dem Wandel unterliegen, hat zumal der Außenseiter Philippe Ariès mit seinen Studien zur Geschichte der Kindheit (1960) und des Todes (1975) gezeigt; seine These, erst in der Frühen Neuzeit sei die Kindheit als eigenständige Entwicklungsphase entstanden, blieb nicht unwidersprochen, hat aber einen ganzen Forschungszweig begründet und zugleich unser Alltagswissen verändert.⁷⁷ Weitere Themenbereiche, wie Ernährung und Sexualität, sind ebenfalls primär durch die französische Geschichtsschreibung als Forschungsfelder etabliert worden, auch das Interesse am „Volk“, am Alltagsleben der in den Quellen meist „stummen“ Unterschichten⁷⁸ (erst spät allerdings auch der Frauen). Methodisch wurde hier Bahnbrechendes geleistet; eine theoretische Einheitlichkeit wurde aber nie angestrebt – für die *Annales*, die nie eine „Kirche“ sein wollten, galt und gilt das Bibelwort: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen“ (Matth 7,16). Zumal seit die Euphorie vieler *Annales*-Historiker über quantifizierende Methoden in den 70er Jahren verflogen ist, werden diese Früchte auch vom Publikum verstärkt goutiert. Zugleich populäre und fundierte Gesamtdarstellungen wie die an Jugendliche gerichtete Hachette-Serie zum „Alltagsleben“ (dt. im Tessloff-Verlag) oder die von Ariès und Duby herausgegebene, dem Zivilisationsprozeß nachspürende Geschichte des „Privatlebens“ (5 Bde., 1985/87) zeigen, daß die Themen und deren Präsentation nicht nur die Grenzen der Fächer mühelos überschreiten, sondern auch die des Elfenbeinturms – eine Grundlage für die hohe Reputation und Wirkungsmacht der Historie in Frankreich.

6.1.2 Wiederentdeckung wissens- und kultursoziologischer Perspektiven

In den 1970er Jahren – Burke spricht von der dritten, post-Braudelschen Generation – hat eine weitere Pluralisierung und Internationalisierung der Ansätze und Themen eingesetzt. Während die quantifizierende Strukturgeschichte an Bedeutung verlor, nahmen sowohl hermeneutisch-qualitative als

⁷⁷ Erwähnt seien nur Badinters Bestseller über die Entstehung der „Mutterliebe“ (1980) und Postmans spektakuläre Klage über das „Verschwinden der Kindheit“ (1982).

⁷⁸ Dieses Verdienst kommt allerdings eher der marxistischen Historie in West und Ost zu; s. z.B. Bobinskas Plädoyer für eine Geschichte der „materiellen Kultur“ der Unterschichten (1964, hier 1967, v.a. S.76f).

auch kleinräumliche Studien zu – verbunden mit einer Hinwendung zu Ansätzen, die soziale, ökonomische und kulturelle Bereiche als Einheit zu sehen suchen, kurz: eine historische Anthropologie betreiben. Deren Gegenstand definiert der *Annales*-Mitherausgeber André Burguière als *histoire des habitudes*: Körper, Gesten, Ernährung, Affekte und mentale Haltungen – „Mais quelle habitude n'est pas mentale?“⁷⁹

In der Tat: Die Aufteilung dieser Themen in eine Geschichte der materiellen Kultur, der Mentalitäten, des Imaginären etc. (LeGoff 1988) mag forschungspraktisch unvermeidlich sein – theoretisch ist sie kaum mehr ausweisbar⁸⁰: Die dem Historischen Materialismus verwandte Grundauffassung, Ökonomie, Gesellschaft und Kultur als drei aufgelagerte „Ebenen“ zu trennen, wird obsolet (was sich auch in dem 1994 geänderten Untertitel der *Annales* ausdrückt: *histoire, sciences sociales*). Es ist ein wachsender Einfluß integrativer Modelle zu verzeichnen, wobei in vieler Hinsicht der Diskussionsstand der Zwischenkriegszeit aufgenommen wird. Genannt seien:

- Hermeneutisch orientierte Theorien ethnologischen Ursprungs, und zwar interaktionistische, wissenssoziologische und/oder symbolistische, die durchweg in der Tradition älterer kulturwissenschaftlicher Entwürfe stehen, ohne dies immer explizit zu machen (Goffman, Geertz, Shalins, Douglas, Turner u.a.)⁸¹;
- Das in den 30er Jahren entstandene holistisch-genetische Programm einer historischen Anthropologie bzw. Psychologie von Elias⁸²;
- Das soziologische Habitus-Konzept Pierre Bourdieus⁸³ – dessen Nähe zum Mentalitätsbegriff Geigers weithin unerkannt geblieben ist.
- Michel Foucaults wissenssoziologisch-strukturalistisches Programm⁸⁴.

Foucault stand zunächst weit außerhalb der *Annales*. In seiner Geschichte des Wahnsinns (1961), des ärztlichen Blicks (1963) und der Humanwissenschaften (1966) betrieb er eine

⁷⁹ In LeGoff 1988, S.145; vgl. Schöttler in Lütke 1989; Burke 1991a; Raphael 1994.

⁸⁰ Bereits Darnton in Kammen 1980; v.a. Schöttler in Lütke 1989.

⁸¹ Vgl. Kap.6.2. und Exkurs II.

⁸² Vgl. Kap.5.2. Von der Historie noch zu entdecken bleibt das Werk Piagets (ebd.).

⁸³ Hier nur Gilcher-Holte in Hartwig/Wehler 1996; Reichardt in Mergel/Welskopp 1997; Vester 1996, S.39ff.

⁸⁴ Radikalisiert zur *posthistoire* z.B. vom Althistoriker Paul Veyne: s. Exkurs II.

„Archäologie des Wissens“ (1973), die vom Strukturalismus beeinflusst war⁸⁵: Den Mentalitätsbegriff Durkheims und Lévy-Bruhls hatte der Anthropologe Claude Lévi-Strauss in Anlehnung an Boas und Evans-Pritchard als evolutionistisch und ethnozentrisch angegriffen. Die primitiven Klassifikationssysteme, das „wilde Denken“, seien eigengesetzliche Strukturen; sie sind weder sozial noch historisch ableitbar, sondern folgen universellen Mustern, die sich in so verschiedenen Bereichen wie Mythen, Speisevorschriften und Inzesttabus zeigen. Braudel hatte den sich zur Modephilosophie entwickelnden Strukturalismus als hochgradig spekulativ abgelehnt. Foucault dagegen sah Denk- und Wahrnehmungsweisen als „synchronische“ Strukturen eigenen Rechts (*épistème*): Im späten 18. Jahrhundert habe schlagartig ein chronologisch organisiertes Wissen das über Repräsentationen von Ähnlichkeiten organisierte Wissen abgelöst; Datierung und Schärfe des epistemologischen „Bruches“ sind heute strittig, weniger seine Existenz im Grundsatz.

Wohl hatte Foucault herausgearbeitet, wie das Wissen die Welt prägt, nicht aber wie und warum – umgekehrt – die Welt das Wissen prägt. Die Historizität des Wissens als „Seinsgebundenheit“, wie sie seit Marx, Durkheim und Mannheim thematisiert wird, trat erst in Foucaults späteren, „genealogischen“ Arbeiten, wie der „Geburt des Gefängnisses“ (1975) und der „Geschichte der Sexualität“ (1976/79) in den Mittelpunkt: In den Verwendungen des Körpers wirke eine „Mikrophysik der Macht“, die immer feinere und lückenlosere Netze spannt. Foucault hatte den *Annales* unter Braudels Ägide vorgehalten, sie würden die Realität auf Soziales reduzieren und das „Wissen“ vernachlässigen, so wie umgekehrt Foucault vorgehalten wurde, die Gesellschaft auszublenden. Im Rückblick zeigt sich jedoch eine Konvergenz der Positionen. Auch Foucault wird längst – und zurecht – für die Historische Anthropologie in Anspruch genommen.

6.2 Andere Länder

Mit der Öffnung für nicht-französische Ansätze hat sich die *Annales*-Historiographie nun auch programmatisch globalisiert – so wie umgekehrt ihr Einfluß längst global geworden ist. Freilich gab es anderswo auch mehr oder weniger autochthone Ansätze zur Mentalitätsgeschichte, wie folgende, notwendig gerafft – und den internationalen Zusammenhängen ein wenig Gewalt antuende – Skizze andeuten soll.

6.2.1 Niederlande

Höchst einflußreich war die Betrachtung des Utrechter Psychiaters Jan H. van den Berg zur „historischen Psychologie“: „Metabletica. Über die Wandlungen des Menschen“ (1956, dt. 1960)⁸⁶: Ähnlich wie später bei Ha-

⁸⁵ Hier nur Kallweit in Theorie V; zur strukturalen Anthropologie: Oppitz 1975.

⁸⁶ Kurz Kutzner in Jüttemann 1995.

bermas wird eine Trennung von System und Lebenswelt konstatiert – nur das Kind lebe noch in einer einheitlichen Welt. Die Moderne habe die kognitiven Polyvalenzen und die funktionalen Zusammenhänge aufgehoben; der Preis, so das stark wertende Resümee, sei eine tendenziell neurotische Persönlichkeitsstruktur.

6.2.2 Italienische Mikro-Geschichte

In Italien bestanden enge Verbindungen zu den *Annales* (Tenenti u.a.). Eine eigene Strömung in der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte (s.u.) begründete bzw. förderte dann die „mikro-historische“ Studie Carlo Ginzburgs (1976, dt. 1990): Anhand der Akten des Ketzerprozesses gegen den Müller Domenico Scandella aus Friaul, der sich sein eigenes Glaubens- und Weltbild erbaut hatte⁸⁷, wird die „Zirkularität“ von Eliten- und Volkskultur um 1600 aufgezeigt; eine epochentypische, klassenübergreifende „kollektive Mentalität“⁸⁸ aber gäbe es dennoch nicht (S.19ff). Die Studie fasziniert durch ihren Ansatz, aus der genauen Analyse eines kleinräumigen Kosmos eine ganze Epoche transparent zu machen⁸⁹.

6.2.3 Englischer Sprachraum

In den USA hat die Geschichtswissenschaft lange Zeit wenig zur Mentalitätsforschung beigetragen.

Ein Unikum ist Will Durants 1935 begonnene, konzeptionell eher ins 19. Jahrhundert gehörende Universalgeschichte, an der er, später zusammen mit seiner Frau Ariel, unbeeirrt von wissenschaftlichen Debatten drei Jahrzehnte lang schrieb (dt. 18 Bde., 1985): Fernab der *Annales* entstand so eine stupende Übersicht zur Mentalitäts- und Alltagsgeschichte Europas, in den späteren Bänden allerdings zur bloßen Geistesgeschichte verengt.

Anders als Durant sind etliche Produktionen der amerikanischen *Psychohistory* heute nahezu unlesbar. Sie bildete quasi das Gegenstück zur französisch-europäischen Mentalitätsgeschichte⁹⁰. Ihren Durchbruch und zugleich auch schon Höhepunkt erzielte sie mit Erik H. Eriksons Studie „Der junge Mann Luther“ (1958), die an Freuds Spekulationen

⁸⁷ Es basiert auf „Gerinnungen“ - so wie die Milch zu Käse gerinnt. Literatur s. Anm. 114ff.

⁸⁸ Ein Pleonasmus, da Mentalität immer ein Gruppenphänomen bezeichnet.

⁸⁹ Just dieses Schlußverfahren wird allerdings auch als unzulässig kritisiert; vgl. Anm. 117.

⁹⁰ Vgl. Wehler 1980; Hutton in Raulff 1987.

über Leonardo da Vinci anknüpfte: Die Entwicklung des Menschen durchlaufe prägende Phasen – Erikson nahm als anthropologische Konstante acht Stadien an –, in denen die individuelle „Identität“ heranreife. Auf die soziokulturelle Prägung des Menschen – freudianisch gesprochen: die historisch bedingte Gestalt des „Über-Ich“ – warf die *Psychohistory* nur einen Seitenblick. Mit ihrer psychoanalytischen Begrifflichkeit und Problemstellung saß sie just jenem „Anachronismus“ auf, den einst Febvre moniert hatte – gerade die zentrale Frage nach der Vervollkommnung der „Identität“ dürfte ihrerseits Bestandteil einer spezifischen Mentalität sein. Auch nach ihrer Blütezeit in den 60er und 70er Jahren wird diese psychoanalytisch orientierte Geschichtsschreibung gepflegt. So durch Lloyd deMause, dessen „psychogenetische Geschichte der Kindheit“ der von Ariès „genau entgegengesetzt“ ist (1974): Kindheit habe es in allen Epochen gegeben – nur sei das Schicksal der Kinder einst viel grausamer gewesen. Derzeit plädiert v.a. Peter Gay, „Freud für Historiker“ zu nutzen.

Erst in den 80er Jahren erstarbte in den USA eine nicht-freudianische Mentalitätsgeschichte (Robert Darnton, Natalie Z. Davis, Lynn Hunt u.a.), die das Fremde des Fremden akzeptiert und thematisiert⁹².

Kollektive Mentalitäten wurden in Amerika vor allem im Rahmen der Sozialpsychologie und Kulturanthropologie thematisiert. Holzners Resümee zum Stand der „Völkerpsychologie“ listete 1960 über 800 Titel auf, von denen die meisten aus den USA stammten⁹³. Das in den 30er Jahren einsetzende Interesse am Kulturvergleich (s. Kap. 5.2) wurde durch den Weltkrieg, zumal die Greuel des Nationalsozialismus, und dann durch den Kalten Krieg und die Entstehung neuer Nationalstaaten auf dem Boden der Kolonien noch verstärkt: der Blick weitete sich. Die Zahl der Institute und Lehrstühle nahm sprunghaft zu. Dabei wurden, wie zuvor in Frankreich, genuin ethnologische Fragen und Methoden auch auf „entwickelte“ Länder übertragen; so schrieb Margaret Mead sowohl über die Arapesch in Neuguinea, als auch über „Sovjet Attitudes toward Authority“; Kluckhohn oder McClelland arbeiteten sowohl über Indianer als auch über die „generellen Orientierungen“ moderner Kulturen. Zugleich wurden individualpsychologische Meßverfahren, wie der Rorschach-Test, zur Ermittlung der „Grundpersönlichkeit“ eingesetzt. Hierzu gehören im weiteren Sinne die Arbeiten zum „autoritären Charakter“

⁹¹ Vgl. Runyam 1988; deMause 1989; Loewenstein 1992; in Dtl. seit 1993 die Reihe „Forum Psychohistorie“; in England propagiert v.a. Stearns eine „Geschichte der Emotionen“ auf psychoanalytischer Basis.

⁹² Vgl. Kammen 1980; Hunt 1989; Burke 1991b.

⁹³ Holzner o.J.; vgl. Laucken 1994; Thomas 1993; Vester 1996; eine scharfe Kritik bereits 1950 von Lindesmith/Strauss in Topitsch 1976.

(Fromm, Horkheimer u.a.); modellgebend war Adornos empirische Studie „The Authoritarian Personality“ (1950).

Zumeist ging die „Völkerpsychologie“ ahistorisch vor; von hier ergaben sich Verbindungen zur experimentellen Sozialpsychologie (Gruppendynamik, Vorurteilsforschung etc.) einerseits und zum Strukturfunktionalismus als Rahmentheorie andererseits: Talcott Parsons betonte die Prägekraft des Wertsystems, in dem traditionale und moderne Elemente vermischt seien⁹⁴; die „Grundpersönlichkeit“ sei dann durch das jeweils dominante Mischungsmuster gegeben, die Verhaltensweisen würden aber zudem stark durch weitere Faktoren, wie die soziale Kontrolle, mitbestimmt.

Aus den wenigen historisch orientierten Arbeiten ragt David Riesmans „The Lonely Crowd“ hervor (1950): Die Ablösung des „traditionalen“ und des „innengeleiteten“ durch den vermeintlich „außengeleiteten“ Charakter der Massengesellschaft, bzw. die Entstehung der modernen „Lebensweise“, wird letztlich aus dem demographischen Strukturwandel hergeleitet. Über ein Jahrzehnt zählte dieser universalhistorisch-psychogenetische Entwurf – neben Parsons' Theoriegebäude – zu den einflußreichsten Werken der Soziologie. In der Geschichtswissenschaft blieb das Echo allerdings merkwürdig gering.

Hier sollte die *Modernization Theory* weit mehr Zuspruch finden⁹⁵. Aus denselben Problemlagen nach 1945, die die kulturellrelativistisch-vergleichende Kulturanthropologie und Sozialpsychologie begünstigten, erwuchs auch diese universalistische Evolutionslehre: Politologen und Ökonomen, beeinflusst von Parsons' System, entwickelten ein Modell des wirtschaftlich-technischen Fortschritts nach dem Bilde der kapitalistischen, parlamentarisch verfaßten Staaten – im Zweifel nach dem Bilde Amerikas. Hierbei wurden Veränderungen einzelner Faktoren, wie Bildung, Wirtschaftswachstum oder Verstädterung, als notwendige Elemente des „sozialen Wandels“ definiert, die wiederum über Indikatoren gemessen wurden⁹⁶. Ein Mentalitätswandel wurde meist nur implizit unterstellt, doch bisweilen auch explizit einbezogen: Lerner (1958) sprach von einer „Modernisierung des Lebensstils“, die mit einem teilnehmend-einfühlungsfähigen Persönlichkeitstypus (*empa-*

⁹⁴ Diese *pattern variables* bestünden aus sechs dichotomen Merkmalen, z.B. hohe vs. niedrige Affektivität; vgl. Parsons 1964. Parsons enormen Einfluß – am bedeutendsten „Social System“ 1951 – auf die Modernisierungstheorie demonstriert Zapf 1971.

⁹⁵ Vgl. ebd.; konzise Kritik bei Wehler 1975 und v.a. Eberle 1976.

⁹⁶ Zumal in den USA („Kliometriker“) und Frankreich („serielle Geschichte“) erblüht zugleich – meist im Konnex mit der Modernisierungsforschung – die quantifizierende Historie.

thy) einhergehe. Seither wurde die „Grundpersönlichkeit“ etlicher Nationen vermessen⁹⁷ – wobei man sich selbst das schönste Zeugnis ausstellte: So meinte Inkeles 1983, den *modern men's character* kennzeichne Offenheit, Empathie, Flexibilität... Den Kern der Modernisierungstheorie aber bildeten sozioökonomische Faktoren: Geschichte wurde „soziologisiert“. Die sowohl auf die Soziologie der Jahrhundertwende (Weber, Durkheim, Tönnies), als auch auf das Marx'sche Entwicklungsmodell der „ursprünglichen Akkumulation“ (was freilich ungern erwähnt wurde) zurückgehende Dichotomie von „traditionalen“ und „modernen“ Gesellschaften lieferte einen einheitlichen Gradmesser des Modernisierungsprozesses. Länder wie Persien oder Mexiko galten als „Schwellenländer“, die in Zukunft dem westlichen Modell folgen würden; Länder wie Japan und Deutschland erschienen dagegen als abweichender „Sonderweg“: Zur Erklärung der ökonomisch zwar „gelungenen“, aber ansonsten mißlungenen Modernisierung wurden Verwerfungen bei der Nationenbildung bzw. deviante Ungleichzeitigkeiten herangezogen, so für Deutschland eine Orientierung eines machtlos-apolitischen Bürgertums an nationalistisch-romantischen oder aristokratischen Wertmustern mit einer entsprechend anomischen Mentalität. Seit den 70er Jahren wurde diese zugleich technizistische und hochgradig werthaltige Modernisierungstheorie in der Geschichtswissenschaft zunehmend verworfen. Ihr universelles Evolutionsschema gilt als ethnozentristisch, die Sonderwegsthese als empirisch widerlegt (s.u.). Letztere wird modifiziert jedoch weiterhin vertreten; so von Elias in seiner Studie über den nationalen Habitus bzw. die Mentalität der Deutschen (1992): Als „verspätete Nation“ – ein Begriff Plessners – hätten sich die Deutschen einem militaristisch-aristokratischen Preußentum verschrieben.⁹⁸

In *Großbritannien* – wo Tawny bereits vor dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu betreiben – florierte schon früh eine marxistisch orientierte „Gesellschaftsgeschichte“. So verband Thomson seit den 40er Jahren sozioökonomische, politische und mentale Strukturen mit der Herausbildung der antiken Staatlichkeit, und Rudé untersuchte Alltagsleben und Protestverhalten der englischen Unterschichten. Davon unabhängig hatte – zeitgleich mit Mandrou und van den Berg – der gebürtige Rumäne Zevedei Barbu eine *Historical Psychology* skizziert und am Beispiel des englischen Nationalbewußtseins die Entstehung von kollektiven Identitäten thematisiert (1960) – eine Arbeit, die von Historikern nicht wahrgenommen wurde⁹⁹. Wachsenden Einfluß gewannen sozialgeschichtlich

⁹⁷ Lerner hier in Zapf 1971; vgl. Vester 1996, S.32ff.

⁹⁸ Elias nahm damit, sicher unbeabsichtigt, den Faden des von ihm heftig beföhnten Parsons auf, der 1942 den Nationalsozialismus als Folge einer Disparität von Ökonomie und Mentalität erklärt hatte.

⁹⁹ Castedello in Jüttemann 1995; ein Abriß zur englischen Historiographie fehlt m.W.; es sei auf die Übersichten (Iggers, Kocka u.a.) in der Literaturliste verwiesen.

und anthropologisch orientierte Fragen dennoch in den 60er Jahren, u.a. angestoßen von Evans-Pritchard. Die Zeitschrift *Past & Present* (gegr. 1951) wurde quasi zu den britischen *Annales*. Genannt seien nur Edward Shorters Arbeiten zur Sozial-, Alltags- und Sexualgeschichte, von Keith Thomas über Alltag und Volksglauben in der Frühen Neuzeit (1971); von Brian Harrison über den Kulturfaktor Alkohol (1971); und vor allem von Edward P. Thompson über die Entstehung der Arbeiterklasse (1963), deren „moralische Ökonomie“ und „soziale Logik“, der damit die „Arbeiterkultur“ zu einem florierenden Forschungsbereich machte (Stedman Jones, Bailey, Geary, Burke u.a.).

6.2.4 Osteuropa

Viele dieser britischen Historiker bezogen entscheidende Anregungen aus dem Historischen Materialismus. Ähnliches galt für andere westliche Länder, zumal für Frankreich. Das marxistische Paradigma der Totalität der Geschichte, als das älteste ununterbrochen fortwirkende Gegenmodell zur Ereignisgeschichte, stellte somit eine internationale Plattform für die oppositionelle Sozial- und Alltagsgeschichte dar¹⁰⁰. In Osteuropa war der „leninistisch“ verengte Historische Materialismus Staatsdoktrin. Freilich hatten sich nach dem Ende des Stalinismus in manchen Ländern weite Interpretationsspielräume eröffnet, und die westlichen Debatten wurden aufmerksam verfolgt¹⁰¹.

In der *Sowjetunion* dürfte es eine lebendige Kultur- und Mentalitätsgeschichte gegeben haben (meine Kenntnis beschränkt sich auf Übersetztes): Bachtin betonte den Gegensatz von „Lachkultur“ des Volkes und ernster Elitenkultur in der Vormoderne, während Gurjewitsch das „bei allen Kontrasten“ Verbindende wissenssoziologisch herausarbeitete. Ähnlich wie bei Elias („der Mensch ist ein Prozeß“) heißt es: Der Mensch ist nie „in allen Epochen der gleiche“; sein Verhalten wird vom jeweiligen „Weltmodell“ geleitet, dessen in der Praxis herausgebildete „Kategorien“ den konkreten „Ideen“ vorausgehen (1972, hier 1980, S.8,18ff). Das 'Weltmodell' entspricht insoweit Geigers 'Mentalität' als Zwischenglied zwischen sozioökonomischer Basis und Ideologie, hat jedoch eine größere soziale Reichweite,

¹⁰⁰ Sogar unter Einschluß der sich als konträr verstehenden Modernisierungsforschung, die sich durchaus als der Versuch eines Marxismus ohne Marx charakterisieren ließe.

¹⁰¹ Hier nur Bobinska 1967; Kon 1964.

da es das „semantische Grundinventar“ der Gesamtgesellschaft bildet. Das kommt wiederum der Marxschen „Gedankenform“ und Febvres „mentalem Werkzeug“ nahe, vor allem aber dem Konstruktivismus von Alfred Schütz, mit dem Gurjewitsch in Briefwechsel stand.

6.2.5 Deutscher Sprachraum

In der *Schweiz* hatte bereits 1960 Rudolf Braun eine brillante volkskundlich-sozialgeschichtliche Regionalstudie über die Arbeits- und Lebensverhältnisse im 18. Jahrhundert vorgelegt, die er später bis ins 20. Jahrhundert fort-schrieb. Die Arbeit war von großem Einfluß auf die westdeutsche Alltagsge-schichte (s.u.).

Ein interessanter Fall war die *DDR*. Hier konkurrierte und konfluierte das marxistisch-leninistische Basis-Überbau-Schema sowohl mit dem Erbe Lamprechts als auch mit westlichen Einflüssen. Einer offenen wissenschaft-lichen Diskussion waren allerdings Grenzen gesetzt, die sich nur langsam weiteten, so daß die *DDR* im Vergleich zu Polen und Rußland wenig zur internationalen Debatte beitrug. In Westdeutschland aber inspirierte sie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte – hervorzuheben ist die 38-bändige Kom-pilation Jürgen Kuczynskis zur „Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ (1960/72). Kultur- und Mentalitätsgeschichte wurde erst spät, und wenn eher von Kulturosoziologen bzw. Volkskundlern (Mühlberg, Jacobeit u.a.) betrieben; den Durchbruch brachte hier Kuczynskis „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“ (5 Bde., 1980/82), eine mit dem *Vie privée*-Projekt von Ariès und Duby vergleichbare Synopsis, die viel aus westdeutscher Li-teratur schöpfte¹⁰².

Die Historiographie in der *Bundesrepublik* bewegte sich zunächst ganz in den Bahnen, die einst der Methodenstreit vorgegeben hatte – sie huldigte den Götzen 'Politik' und 'Individuum'.

Vor der französischen Geschichtswissenschaft warnte man 1953: Es drohten „Kasualis-mus und Gesetzlichkeit“, der „Bereich menschlicher Freiheit“ werde eingeengt: die „Entmenschlichung der Geschichte führt zum Marxismus“¹⁰³. Nur am Rande existierte eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung – unter latentem Marxismusver-

¹⁰² Kurz Dehne in Lüdtko 1989; s.a. Diesner 1993.

¹⁰³ Gerhard Ritter, einer der führenden westdeutschen Historiker, zit.n. Erbe 1979, S.4.

dacht. Dies zu unrecht, führte sie doch Ansätze aus der NS-Zeit fort¹⁰⁴: Zumal Otto Brunner befaßte sich mit begriffs- und mentalitätsgeschichtlichen Themen; Werner Conze, Gründer des „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“ (1957), setzte diese „Strukturgeschichte“ von der Politikgeschichte ab.

In den späten 60er Jahren geriet die Historikerzunft in eine schwere Legiti-mationskrise: Ihr Immobilismus hatte unter dem Innovationsdruck nach dem Ende der Adenauerära den Sinn der Geschichtsforschung generell zweifel-haft werden lassen. Dies gab einer innerwissenschaftlichen Opposition Raum, die die Historie mit Soziologie und Ökonomie zu einer „Integrations-wissenschaft auf höherer Ebene“¹⁰⁵ zu verschmelzen suchte; als deren Forum entstand 1975 *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische So-zialwissenschaft* (hg.v. Wehler, Puhle, W. Mommsen u.a.). Eine befreiende Aufbruchsstimmung erfaßte Forschung und Lehre. Die junge Universität Bielefeld, wo Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka lehrten, wurde zum Zentrum der „modernen deutschen Sozialgeschichte“¹⁰⁶, die die Forschung international endlich öffnete und sich in „emanzipatorischer Absicht“ mit den sozioökonomischen Determinanten politischen Handelns befaßte. Man legte wieder Wert auf theoriegeleitete Arbeit und bezog sich dabei auf We-ber, Marx und die Modernisierungstheorie¹⁰⁷. Von großem Einfluß waren die englische, teils auch die französische Geschichtsschreibung – wobei menta-

¹⁰⁴ Abel, Schieder, Treue u.a., sowie von soziologischer Seite besonders Freyer (neben dieser Strömung entstand 1961 das SPD-nahe *Archiv für Sozialgeschichte*) Vgl. Anm. 49; für die 50er Jahre v.a. Schulze 1993; für die 60er Jahre und später v.a. Kocka 1986; Schieder/Sellin 1986; Iggers 1978.

¹⁰⁵ Rürup 1977, zit. S.9.

¹⁰⁶ Titel eines wegweisenden Sammelbands von Wehler (1966); daneben bestanden (poli-tisch divergierende) Subzentren, wie Heidelberg (Conze) oder Berlin (Fischer); interna-tionale Übersichten bei Kocka 1990 und Iggers 1993.

¹⁰⁷ Deren Sonderwegsthese („Defizit an Bürgerlichkeit“) wurde geradezu konstitutiv für das Selbstverständnis der Sozialgeschichte, die sich nicht nur methodisch-thematisch, sondern zugleich politisch von der etablierten Zunft absetzte, die den Nationalsozialismus als „Katastrophe“ der deutschen Geschichte einordnete. Die Leistungs- und Lernfähig-keit der Sozialhistorie zeigt, daß sie ihre Sonderwegsthese inzwischen selbst stark relati-viert hat (v.a. durch das Bielefelder Bürgertumsprojekt; der Anstoß hierzu kam freilich aus England).

litätsgeschichtliche Themen allerdings auf kognitive Aspekte beschränkt blieben, auf interessengeleitete Handlungen und Ideologien¹⁰⁸.

Die bereits 1974 von Conze geforderte „Sozialgeschichte in der Erweiterung“ wurde verbal begrüßt, in der Praxis aber mißtrauisch beäugt – wer seine Doktorarbeit nicht auf ein imposantes Tabellenwerk „harter“ Daten gründete, fand vor den „Bielefeldern“ keine Gnade. Die Statistik gewann einen ähnlichen Absolutheitswert als Garant professioneller Forschung, wie einst die „archivalische Quelle“ bei den Politikhistorikern¹⁰⁹. Eine Mißachtung der Erzählung, und damit des Publikums, war der Preis für den Weg der Sozialhistorie in die Normalwissenschaft, in den sich selbst genügenden Expertendiskurs. Hier war sie sehr erfolgreich. Vergleichbar mit den *Annales* erlangte die deutsche Sozialgeschichte – als Synonyme hier verkürzt auch „Gesellschaftsgeschichte“ und „Historische Sozialwissenschaft“ – gegen den Widerstand der Politikhistorie wachsenden Einfluß. Zugleich wuchs die Rigidität, mit der sie ihren schwer erkämpften professionellen Status verteidigte. Inzwischen wird ihr gar eine „autokratische Königsstellung“ innerhalb der Geschichtswissenschaft zugemessen¹¹⁰. Bezogen auf die Zahl der Lehrstühle ist dies weit übertrieben, weniger in Bezug auf ihre Wirkungsmacht – freilich ist ihr Stern im Sinken. Anstelle der „harten“ sozioökonomischen „Struktur“ rückt die ungleich schwerer faßbare „Kultur“ ins Zentrum der Debatten.

Fast zeitgleich mit der Entstehung der „Bielefelder Schule“ wurde auch für eine anthropologisch-kulturelle Orientierung plädiert – ebenfalls eine Antwort auf die Legitimationskrise der Historie, die aber weniger Resonanz erzielte, wohl auch weil sie weniger methodisch-theoretische Geschlossenheit zeigte. So empfahl der Soziologe Wolf Lepenies unter Bezug auf Elias die

¹⁰⁸ Hierzu zählen Studien zu (antidemokratischen) Einstellungen in Eliten und Mittelschichten einerseits und zur „Arbeiterkultur“ andererseits (von hier führte der Weg zur Alltagsgeschichte: s.u.); sowie etliche außerhalb des Mainstreams stehende, i.w.S. mentalitätsgeschichtliche Arbeiten (Oestereich, Koselleck, Imhof, Engelsing, Teuteberg, Borst u.v.a.).

¹⁰⁹ Hardtwig/Wehler 1996, S.12, meinen rückblickend, man hätte sich auf einen „halbierten“ Weber bezogen – eher ließe sich von einem halbierten Freyer sprechen, der kulturellmentale und harte „äußere“ Systeme und entsprechend „Logos-“ und „Wirklichkeitswissenschaft“ unterschied. Die Sozialgeschichte verstand und versteht sich als letzteres, ob schon die Theoriediskussion diese Dichotomie ad acta gelegt hat. Die *summa* einer solcherart halbierten Historie möchte Wehlers noch unvollendete „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ sein: Angekündigt als „Synthese“ (1987 I, S.1ff), bietet sie eine Kompilation sozioökonomischer und demographischer „Strukturen“ am Leitfaden der Modernisierung, über weite Strecken eine Geschichte ohne Menschen – und ohne literarische Ambition (zur Relevanz letzterer für die Historie s. z.B. White 1991; Stone in Raulff 1986).

¹¹⁰ So v.Saldern in Calließ 1993, S.82; Medick 1996, S.14, vergleicht Wehler mit dem Ranke-Erben Treitschke.

historische Anthropologie als „Methode“ zur Epocheneinteilung nach sozialpsychischen Tiefendimensionen¹¹¹; die Skizze blieb weithin folgenlos. Anfang der 70er Jahre aber hatte sich um das universalgeschichtliche Jahrbuch *Saeculum* ein interdisziplinärer Kreis gebildet, der ein ähnliches Programm verfolgte¹¹². In Anknüpfung an die Philosophische Anthropologie und die Sozialanthropologie sollte die Wandelbarkeit des Menschen, die je verschiedene *conditio humana* untersucht werden; hierfür galt es, basale, vor allem körpernahe und unbewußte Institutionen und Denk- und Verhaltensmuster (Familie, Ernährung, Emotionen, Raumerfahrung, Körpertechniken usw.) im historischen und interkulturellen Vergleich aufzuzeigen – ein Programm, das an den Mentalitätsbegriff der *Annales* erinnert, aber auch an die Kulturhistorie der Spätaufklärung. In Stuttgart (Nitschke) und Freiburg (Köhler, Martin) wurden Institute gegründet, die eine solche „Historische Verhaltensforschung“ bzw. „Anthropologie“ betreiben¹¹³.

In Göttingen, wo einst Schlözer lehrte, etablierte sich am Max-Planck-Institut ein dritter Zweig der historischen Anthropologie, der – allerdings ohne den *genius loci* zu pflegen – eine empathische „Alltagsgeschichte“ propagierte (Lüdtke, Medick, Sabeau u.a.). Zusammen mit verwandten Strömungen in der Geschlechtergeschichte, der Volkskunde und der Erforschung der vormodernen „Volkskultur“ (Hausen, Lipp, Kaschuba, van Dülmen u.a.) nahm sie Partei für die, die Geschichte nicht gemacht, sondern erfahren haben¹¹⁴. Die „Erfahrungen“, die Leiden, Freuden und Kämpfe der breiten Schichten sollten von „innen“ rekonstruiert und verstanden werden.

¹¹¹ Sie fragt „nach der geschichtlichen Variabilität als 'konstant' erscheinende Verhaltensweisen“: Lepenies in Rürup 1977, zit. S.139; s.a. aus fachhistorischer Sicht: Nipperdey 1976, S.33ff; Koselleck in Baumgartner/Rüsen 1976.

¹¹² Hierzu Köhler 1974; zu den Früchten vgl. Nitschke 1981; Süßmuth 1984; s.a. Dülmen 1991. Zunächst in engem Diskussionszusammenhang mit der Sozialhistorie schottete sich letztere zunehmend ab, und die Wege trennten sich; zur neueren Wiederannäherung z.B. Schulze 1994; Hardtwig/Wehler 1996; Mergel/Welskopp 1997.

¹¹³ 1970 bzw. 1975; ohne Beteiligung der Geschichtswissenschaft besteht auch in Berlin ein „Interdisziplinäres Zentrum für Historische Anthropologie“.

¹¹⁴ Oder, gerade im Gegenteil, gemacht haben (worauf Kocka süffisant hinwies). Seit 1993 erscheint i.d.S. die Zeitschrift *Historische Anthropologie*. Wegweisend war die an Braun geschulte Studie zur „Protoindustrialisierung“ von Kriedte u.a. (1977); hier nur mit weiterer Literatur) Lüdtke 1989; Dülmen 1991; international: Iggers 1993; Hunt 1989; Burke 1991b.

Hierbei standen die amerikanische „Ethnomethodologie“ und die italienische „Mikro-Geschichte“ Pate, sowie sozialanthropologische Ansätze englischsprachiger Historiker(innen), wie Davis, Darnton, Burke und vor allem E.P. Thompson.

Im Gegensatz zum psychologisch-intuitiven Verstehensbegriff Diltheys soll gerade die prinzipielle Andersartigkeit der vergangenen „Lebenswelten“ und Mentalitäten zum Gegenstand gemacht werden, wobei deren „soziale Logik“ und „Eigensinn“ nur kleinräumig zu entschlüsseln ist: nicht durch Einfühlung, sondern durch das hermeneutische Verfahren der „dichten Beschreibung“ (Geertz 1987)¹¹⁵. Die Methodologie der „dichten Beschreibung“ ist freilich nicht unumstritten und vor allem: nicht immer beachtet worden. Vielmehr zeigte sich – zumal bei *oral history* und der Geschichte „von unten“ – in der Praxis eine Tendenz zur naiven Deskription bis hin zur sozialromantischen Verklärung des „Authentischen“¹¹⁶ – „Toll, wie die Arbeiterfrauen im Kietz den Widerstand gegen die Nazis organisierten!“ Mit Mentalitätsgeschichte hatte dies wenig zu tun – eher mit Nietzsches antiquarischer Historie, die dem „Kleinen“ Würde gibt, aber leicht zum „Zusammenscharren alles einmal Dagewesenen“ werden kann (1994, S. 27ff).

Zwischen der Sozial- und der Alltagshistorie entspann sich eine heftige Kontroverse, die noch anhält¹¹⁷. Dabei wird freilich übersehen, daß erstere ihr Defizit an „Kultur“ einräumt (wenn auch nur zögerlich behebt), und daß letztere Lokalstudien hervorgebracht hat, die dem Romantizismus entwach-

¹¹⁵ Die Kulturwissenschaft, lehrt Geertz, suche nicht nach Gesetzen, sondern nach Bedeutungen symbolischer Formen, ihr Verfahren sei die Interpretation, ihr Resultat die essayartige „dichte Beschreibung“. Daniel 1997, S.212, meint, durch Geertz sei die in Deutschland obsoleete Hermeneutik als „Re-Import ... wieder diskutabel“ geworden; die Ethnomethodologie basiert zugleich auf Webers Kulturtheorie und erinnert (damit) auch an Elemente bei Simmel, Parsons, Cassirer, Schütz oder Morris.

¹¹⁶ Somit ein genuin touristischer Blick auf die Geschichte (Gohlis in Burmeister 1997, S.102ff; Spode in Cantauw 1995, S.112ff); zur Kritik s. folgende Anm.

¹¹⁷ Vgl. Kocka 1986 (S.167ff); Lütke 1989; Burke 1989; Iggers 1993; Schulze 1994; Berl. Geschichtswerkstatt 1994. Kernpunkt dieses auf dem Dt. Historikertag 1984 symbolisch zelebrierten Methodenstreits ist die implizite Geschichtsphilosophie: Während die Sozialhistorie eine *cum grano salis* universelle - und in ihren Folgen letztlich positive - Modernisierung sieht, betont die Alltagsgeschichte die Verluste, die dieser Prozeß erzeugt - und bezweifelt seine Unabwendbarkeit und damit Universalität. Zudem geht es um wissenschaftliche Standards: Das „Klein-Klein“ der Alltagsgeschichte (Kocka) erlaube keine Verallgemeinerungen, was mit dem Vorwurf gekontert wird, die Sozialgeschichte wisse nichts über die konkreten Lebenszusammenhänge, die sie analytisch zerreißt - ironischerweise wiederholt sich hierin der einst von der Politikhistorie erhobene Vorwurf der „Entmenschlichung der Geschichte“.

sen sind und das Ideal einer *histoire totale* angehen – und zwar unter Ein-schluß der „harten“ Daten (z.B. Beck 1993; Medick 1996). Wohl bleibt der (im hermeneutischen Zirkel beschlossene) Grunddissens unausgeräumt, daß die einen eher deduktiv-analytisch, die anderen induktiv-verstehend vorgehen, doch zurecht vermerkt Iggers, die Heftigkeit des Streits „verdeckt die vielen Affinitäten zwischen beiden Richtungen“¹¹⁸. Befremdlich wirkt freilich das Eigenlob der Sozialgeschichte, just sie habe der Alltagsgeschichte den Weg gebahnt¹¹⁹. Diese nachträgliche Vereinnahmung signalisiert immerhin: In der letzten Dekade haben sich die Gewichte verschoben. Die „Königsstellung“ der Sozialhistorie wird zum Bunker. Heute ist sie *volens nolens* auf dem Wege zu einer „Historischen Kulturwissenschaft“ (Oexle), die sich hoffentlich ihrer bis in die Aufklärung reichenden Traditionen versichern wird, anstatt sich vorschnell als „neue Kulturgeschichte“ bzw. „new cultural history“ zu feiern¹²⁰.

7 Bilanz: „Es wird in der Welt mehr gedacht, als man denkt“

Der Stoßseufzer Helmuth Plessners (anläßlich der späten Neuauflage seiner „Stufen des Organischen“) benennt ein Dilemma der Humanwissenschaften. Die theoretische und empirische Produktion nimmt rasant zu, ohne daß es einen anerkannten Maßstab gäbe, der über deren Veralten entscheiden könnte – das zulässige Diskursuniversum wächst nahezu kumulativ, während in den Naturwissenschaften ältere Wissensbestände entsprechend den herrschenden Paradigmen abgelegt werden können. Kein Biologe wird heute im Rahmen von Bonnets Entwicklungslehre forschen müssen, doch kulturhistorische Modelle mancher seiner Zeitgenossen, ob Ferguson, Schlözer oder Voltaire, sind keineswegs in dem Sinne 'überholt', daß ihre Grundstrukturen

¹¹⁸ So können sich beide auf Habermas berufen; Zit.: Iggers ebd., S.87.

¹¹⁹ Zugleich wird treuherzig konstatiert, daß die „kulturhistorische Debatte in Deutschland verspätet an Schwungkraft gewonnen“ habe (Hardtwig/Wehler 1996, S.11ff). Die faktische Engführung der Sozialhistorie demonstriert dagegen Wehler 1993, wo man ganze Zentralbereiche der Lebenswelt, wie die Freizeit, vergeblich sucht. Jetzt wird Besetzung gelobt - und zugleich vor einer holistischen Historiographie gewarnt (Hardtwig/Wehler ebd.; schon Wehler in Schieder/Sellin 1986, S.34f), was einen erheblichen Rückschritt gegenüber Wehlers Sicht der Totalität als „regulative(r) Idee“ i.S. Kants darstellt (1987 I, S.7).

¹²⁰ So bei Hartwig/Wehler ebd., S.13; Burke 1991b, S.2ff; Hunt 1989, S.1ff.

nicht immer noch anschlussfähig wären¹²¹. Eine systembedingte Unübersichtlichkeit ist die Folge¹²².

Das gewöhnlichste und zugleich schlechteste Mittel gegen dieses wuchernde Wissenswachstum ist das Vergessen¹²³. Das Vergessen unterscheidet sich vom paradigmengesteuerten Ablegen durch seine kontingente Natur. Das Vergessene bleibt virulent: Bald werden diese, bald jene Ahnen anrufen. Erkenntnisfortschritt aber ist nur am systematischen diachronischen Vergleich ablesbar. Auch ohne den Glauben an einen gradlinigen Erkenntnisfortschritt zu teilen oder die basale „Seinsgebundenheit“ des Wissens in Abrede zu stellen, möchte ich an der Prämisse festhalten, daß es möglich ist zu entscheiden, ob wir heute mehr wissen als vor zweihundert Jahren. Und weitergehend: wir wissen tatsächlich mehr – auch wenn dies erkenntnistheoretisch nicht mehr begründbar scheint¹²⁴. Während dann freilich in den Na-

¹²¹ Die Ursache hierfür liegt natürlich nicht, wie der Physiker Stephen Hawking mutmaßt, in intellektuellen Defiziten der KulturwissenschaftlerInnen - Ausnahmen bestätigen die Regel -, sondern in der „unfaßbaren Komplexität“ (Luhmann) ihres Gegenstands: Jede Isolierung von Faktoren - das Grundprinzip, um in der Wissenschaft Nachprüfbarkeit herzustellen - ist zugleich unvermeidlich und voller Mutmaßungen. (Für den Hinweis auf Plessner danke ich Eva Barlösius.)

¹²² Hinzutritt, daß - u. a. wegen der zentralen Rolle, die die Sprache in den Kulturwissenschaften spielt - die Diskurse immer noch stärker national bzw. kulturräumlich fragmentiert sind, als in den Naturwissenschaften. Gegen das raum-zeitliche Vergessen schützt z.B. Jüttemann 1995.

¹²³ Comte hatte es gar zur Bedingung innovativer Forschung erklärt („zerebrale Hygiene“), und in der Tat leistet zumal die Soziologie auf diesem Gebiet Erstaunliches; aber auch die Historie hat ihre eigene Geschichte einer Spezialabteilung überlassen; diese arbeitet hervorragend - und doch muß moniert werden, daß selbst die Klassiker der Jahrhundertwende „aus der kollektiven Erinnerung der Historiker verschwunden sind“ (Hardtwig/Wehler 1996, S.11). Gegen das raum-zeitliche Vergessen schützt z.B. die Lektüre von Jüttemann 1995.

¹²⁴ Die Schlachten der Epistemologen sind vorerst geschlagen und haben einen Scherbenhaufen hinterlassen. An der Möglichkeit von subjektfreier Wahrheit und Erkenntnisfortschritt hatte am Ende nur noch der parteioffizielle Marxismus-Leninismus festgehalten. Der letzte, raffinierte Begründungsversuch (Lakatos) war ebenso gescheitert, wie der kritische Rationalismus (Popper), der den Fortschritt, aber nicht mehr die Wahrheit retten wollte. Doch führen auch alle Spielarten des Konstruktivismus/Relativismus in Aporien. Kuhns vielzitiertes Paradigmen-Modell erhellt das geistige Werkzeug (wie Febvre gesagt hätte) einer 'normalen' Wissenschaft, scheitert aber am Zusammenhang von Gesellschaft und Wissen und der Evidenz des praktischen Wissenszugewinns; Letzteres gilt

turwissenschaften die berühmten Meilensteine der Forschung errichtet worden wären, ginge es in den Kulturwissenschaften nur millimeterweise voran, nach dem Muster der Echternacher Springprozession: drei Schritte vor, zwei zurück.

7.1 Exkurs II: Postmoderne Geschichtsschreibung

Aktueller Beleg ist der vor allem in den USA und Frankreich vorgetragene Angriff auf den wissenschaftlichen Status der (Sozial-)Historie. Hinter Schlagworten wie *posthistoire*, Dekonstruktivismus oder *linguistic turn* stehen zwei verschiedene, korrespondierende Axiome: Zum einen wird in Anknüpfung an linguistische und philosophische Modelle, in denen die Sprache als selbstreferentielles Symbolsystem betrachtet wird, die „Welt als Text“ aufgefaßt; adäquat ist solcher „Text“ nur immanent zu dechiffrieren, also nicht mit sozial-, sondern mit literaturwissenschaftlichen Mitteln. Mentalitätsgeschichte wird damit zur einzig möglichen Geschichte – freilich absurd verengt auf 'Diskurse'. Zum anderen wird Geschichtsschreibung als bloße Fiktion aufgefaßt, die sich nicht grundlegend von anderen literarischen Formen, wie dem Roman, unterscheidet, da es kein verbindliches Ordnungsprinzip, kein „Zentrum“ (Conrad/Kessel) mehr gibt, das über den Realitätsgehalt, die „Wahrheit“ der Resultate und die Angemessenheit der Methoden wachen könnte – nach der Devise Paul Feyerabends: *anything goes*¹²⁵. Indes: Daß die Welt ein Text sei, ist eine Makro-Theorie (und zwar eine hochgradig ethnozentrische!), widerstreitet mithin dem (anti-ethnozentrischen) zweiten Axiom, daß es keine Makro-Theorie, keine „Große Erzählung“ mehr gäbe. Und daß dieses Axiom selbst eine „Große Erzählung“ ist, mithin ein klassisches Paradoxon darstellt, bemerkte bereits sein Protagonist Lyotard. Weniger die logischen (und historischen) Inkonsistenzen¹²⁶ aber sind hier aufschlußreich – welche

auch für Feyerabends konsequentes Zerstörungswerk, das (wie schon Evans-Pritchard) Magie und Wissenschaft ineinssetzt - und am Ende doch zu einer Vermehrung der „Rationalität unserer Auffassungen“ beitragen will. Aus dem Patt heraus führen könnte ein Rekurs auf den Praxisbegriff (z.B. Dux in Stehr/Meja 1981) - oder Dr. Johnsons Mittel, der 1763 kräftig mit dem Fuß gegen einen Stein trat: „So widerlege ich das!“.

¹²⁵ Beides intendiert die Entwertung des quellenkundlichen Handwerks, und es impliziert Beliebigkeit: Wahrheit wird einzig durch kulturelle Hegemonie verbürgt, mit deren Zerfall ist auch die Wahrheit zerfallen (so bliebe auch die „Auschwitz-Lüge“ unentscheidbar). Daß da eine Neuaufführung des Epistemologenstreits gegeben wird, fällt nur Wenigen auf; aus der reichen Literatur hier nur: Rüsen in Jarasch 1991; Iggers 1993; Conrad/Kessel 1994; Hanisch und Mergel in Hardtwig/Wehler 1996; Daniel 1997; Schöttler und Küttler in GG 23/1997 (nach Abschluß des Ms.); s. a. Anm. 19 u. 64.

¹²⁶ Die Reihe ließe sich fortführen. So impliziert die *posthistoire*, daß es unlängst noch eine Moderne als homogenes Zentrum (personifiziert im „weißen Mann“) gegeben habe - eine solche Homogenität ist notwendig ihrerseits bloße (und nebenbei: schlechte!) Fikti-

„Große Theorie“ (Elias) wäre je widerspruchsfrei? –, als vielmehr das Walten des ominösen Zeitgeistes: Jede Wissenschaftlergeneration scheint das Rad neu erfinden zu müssen, um sich die Pfründe der Etablierten zu erschließen, wobei offenbar die bevorzugten Grundaxiome alternieren (eine Zusammenfassung des Marxschen „Kapitals“, einst Inbegriff der „Aufdeckung“ objektiver Gesetze, muß nun mit der Bemerkung garniert werden, es handle sich um einen großartigen Roman¹²⁷). Eine Voraussetzung hierfür ist das unsystematische Vergessen. So verfocht Spengler in den 20er Jahren einen radikalen Kulturrelativismus, Lévy-Bruhl eine radikal konstruktivistische Geschichtstheorie, und der George-Kreis (Gundolf u.a.) demontierte die Grenzen zwischen Wissenschaft und Roman. Aus der Nebelwand opaker Neologismen taucht die Debatte um die *posthistoire* als Fortschreibung von Konfliktlinien auf, die schon im 18. Jahrhundert aufgebrochen waren. Wohl gibt es Zugewinne, wie die von White entwickelte Analytik der „historischen Einbildungskraft“, doch *grosso modo* gilt: Was gut ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht gut¹²⁸. Daß die Text- die Strukturanalyse ersetzen wird, steht somit nicht zu erwarten; seit je klafft zwischen der relativistischen Theorie vieler Wissenschaftler und ihrer empirischen Arbeit ein „Riß“, denn diese impliziert eine wie immer geartete Realität: „Die Überzeugung vom objektiven Charakter der historischen Tatsache, die ihre eigene, vom Forscher unabhängige 'Konstruktion' besitzt, erwächst unmittelbar aus der Forschungspraxis und stellt ... gewissermaßen ein Berufsmerkmal des Historikers dar.“¹²⁹ Als Antidot gegen berufsblinde Ontologisierung sind die immer wieder aufbrechenden erkenntnistheoretischen Kontroversen daher wohl unverzichtbar.

on, der nun aber Wahrheit attestiert wird; somit existiert weiterhin ein wahrheitsstiftendes (eben die Postmoderne denkendes) Zentrum und existiert zugleich nicht.

¹²⁷ Liessmann in Burmeister 1997; erhellender bereits White 1991, S.365ff. Setze der Zeitgeist der 60er Jahre Objektivität und Gesetzmäßigkeit gegen einen überholten „bürgerlichen Subjektivismus“, so gilt ihm nun umgekehrt jeder universelle Erklärungsanspruch als überholt. Er ist somit weit kurzlebiger als das Weltmodell (Gurjewitsch), bildet dessen schillernde Oberfläche - „wer sich mit dem Zeitgeist vermählt, wird bald verwitwet sein“ (Kirkegaard). Schon ist abzusehen, wie dieser „Zeitgeist“ bald eine andere, forschungspraktisch wohl ergiebigere Große Theorie aufgreifen wird: das hoch universelle Prinzip der Selbstorganisation (hier nur Küppers 1996). Da wird dann Marx vom Romancier zum Vordenker autopoietischer Systeme werden.

¹²⁸ Zu ersterem sei die Unvermeidlichkeit von Partialerkenntnis und - wie schon Lessing sagte - Fiktion in der Geschichtsschreibung gezählt; zu letzterem die Rede von der Postmoderne: Sie ist „allenfalls mit Bezug auf die Selbstbeschreibung des Gesellschaftssystems“ legitim (Luhmann 1997, S.1143).

¹²⁹ Bobinska 1967, S.35.

7.2 Schlußbemerkung

Für Jacob Burckhardt war die Historie die „unwissenschaftlichste aller Wissenschaften“. Verfechter einer neuen, postmodernen Geschichtsschreibung bestätigen dies doppelt: indem sie die strukturell „unwissenschaftliche“ Seite der Historie in den Blick nehmen – und indem sie mit ihrem Verzicht auf Abstraktion, begriffliche Schärfe und logische Schlußregeln hierfür selbst das beste Beispiel liefern. Dennoch sollte auch die *posthistoire* in jenen millimeterweisen Fortschritt umzumünzen sein, der die Humanwissenschaften kennzeichnet. Das Arsenal würde um Methoden und Themen bereichert, wie sie z.B. Greenblatt oder de Certeau entwickeln, und just die geschmähte *histoire totale* rückte ein Stückchen näher, wovon vor allem die Historische Anthropologie profitierte. Deren notwendig holistische Perspektive ist der Königsweg, „Mentalitäten und Systeme“ (Sprandel) in ihrer wechselseitigen Bedingtheit und Dynamik zu erfassen. 1767 hatte Gatterer geschrieben¹³⁰: „Alles hängt aneinander, wird veranlasst, wird gezeugt, und veranlasst und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind ineinander verschlungen und verbunden.“

Hinter dieses prinzipielle Wissen kann die Forschung nicht mehr zurück. Mit der bloßen Feststellung eines „heterogenen Kontinuums“, einer „unendlichen Mannigfaltigkeit“ ist freilich nichts gewonnen, wie der Neukantianismus betonte, und ein hochkomplexer Zusammenhang läßt sich „ebensogut als Chaos wie als Ordnung deuten“ (Luhmann). Totalität ist eine utopische Kategorie. Und doch bildet sie den Ausgangspunkt für jede weiterführende theoriegeleitete Arbeit. Dabei wird niemand mehr so naiv sein wollen, die „Realzusammenhänge“, das „Wesen“ oder die „Realtypen“ aufzudecken (wie Schlözer, Marx oder noch Elias bisweilen meinten). „Das Empirische

¹³⁰ Zit.n. Reill in Theorie VI, S.160. Zurecht moniert Vester 1996, S.113f, daß 'Mentalität' den Kultursoziologen und -psychologen mal als abhängige, mal als unabhängige Variable gilt. Ihre empirischen Studien sind da bisweilen von einer entwaffnenden methodologischen und historischen Naivität und entsprechendem Erkenntniswert (vgl. Vester ebd.; Thomas 1993; Laucken 1994); zumal die beliebten Diagramme voller Kästchen und Pfeile (z.B. Vester ebd., S.116) sind zumeist nur bildlicher Ausdruck dieser Hilflosigkeit gegenüber dem Totalitätsproblem. Dagegen bietet z.B. die historische Theorie-Reihe (=Acham 1977ff) hierzu Vorzügliches (v.a. II u. VI), unterbelichtet allerdings der mögliche Beitrag der neueren Systemtheorien

in seiner Totalität ist das Spekulative“, sagte schon Feuerbach. Seither ist die De-Ontologisierung historischer Kategorien weit fortgeschritten; wir wissen, daß Begriffe wie Volk, Nation, Klasse nur eine „bequeme Sprechweise“ (Schlick) sind¹³¹. Daraus den Schluß zu ziehen, die Welt habe sich in eine Unzahl Diskurse verflüchtigt¹³², hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Denn man kann (wie die Debatte um die *posthistoire* wider Willen bekräftigt) nicht *nicht* in Zusammenhängen denken; Wissenschaft muß diese – im Bewußtsein der Unvermeidlichkeit von Partialerkenntnis – zu expliziten Theorien verdichten. Jeder Suprematieanspruch – der Geschichte die ‚Fakten‘, der Soziologie die Synthese, wie Elias und schon Gurvitch vorschlugen – wäre hier aber theoretisch und praktisch fehl am Platze.

Betrachtet man die Erforschung des Wandels des Menschen im Überblick, so zeigt sich: Dies ist ein so zentrales und zugleich weites Feld, daß die Überschreitung der normalwissenschaftlichen Fächergrenzen die Norm war. Weder ließ es sich allein der Soziologie oder der Geschichte – obschon sie lange dominierte – zuweisen, noch innerhalb der Geschichte einer einzelnen Subdisziplin. Stattdessen wurde hier versucht, Verbindungslinien zu ziehen und dieses Forschungsfeld sowohl in seinen Traditionen als auch in seiner jeweiligen wissenschaftlichen Position zu erfassen. Der Wissenszuwachs soll keinesfalls bestritten werden, wenn die eher skeptische Bilanz gezogen wird: Der Durchbruch wurde bereits in der Frühen Neuzeit erzielt, als das Konstanz-Axiom gestürzt wurde; seither herrschte das Echternach-Prinzip. In immer kürzeren Rhythmen wurde eine „neue“ Geschichte ausgerufen, die freilich nur der jeweiligen Wissenschaftlergeneration neu war. Die Konfliktlinien weisen dabei eine hohe Strukturkonstanz auf¹³³. Sie gründen

¹³¹ Luhmann und Feuerbach zit.n. Spode 1991, S.246; Schlick s. Anm. 53. Zur „Erfindung“ nationaler Identitäten: Anderson 1988; empirisch François 1995; dies tangiert allerdings nicht das epistemologische Grundproblem - auch ‚Erfindung‘ ist nur eine „bequeme Sprechweise“.

¹³² Auf der Differenz von Sprache und Welt, „Text“ und „Kontext“, insistiert z.B. Hunt in Conrad/Kessel 1996.

¹³³ Man denke sich die Historie als n-dimensionalen Raum, der durch dichotome Ausprägungen philosophischer und methodologischer Axiome begrenzt wird, wie nomothetisch-idiographisch; analytisch-synthetisch; konstruiert-abstrahiert; indeterminiert-determiniert; partiell-universell etc. In einer solchen Matrix der „Grundformen historiographischen Denkens“ (Metz) ließen sich die Konfliktmuster präzise verorten. Sie existiert bislang

zum einen im steten Kampf um wissenschaftliche Professionalität – wobei fluide Themen wie ‚Mentalität‘ per se im Nachteil sind¹³⁴. Zum anderen aber in unaufhebbaren Ambivalenzen der Moderne: schließlich ist die Historie, wie andere Kulturwissenschaften, immer zugleich auch eine prominente Arena der Sinnstiftung. Auf die kindliche Frage „wie es eigentlich gewesen“ ist, auf den Gebrauch des „Vetorechts“¹³⁵ der Quellenkritik aber kann die Forschung nicht verzichten.

